KULTUR

OÖ. HEIMATBLÄTTER

2010 HEFT 1/2

Beiträge zur Oö. Landeskunde | 64. Jahrgang | www.land-oberoesterreich.gv.at

LAND OBERÖSTERREICH

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

64. Jahrgang 2010 Heft 1/2

Herausgegeben vom Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

THEMEN AUS DER LANDESKUNDE

Bernhard Prokisch: Zwei römische Münzhorte
der Mitte des dritten Jahrhunderts aus Oberösterreich 3

Franz Josef Feichtinger: Die „Fertiger" – Manager des Salzwesens
im Lande ob der Enns vom 14. bis zum 19. Jahrhundert 18

Hans Kalchmair: „Kryptoprotestantismus" als Delikt.
Aufgerollt am Beispiel eines gerichtlichen Familienstreits 1765 45

Hubert Taferner: Erinnerung, Mahnung, Versöhnung.
Die Evangelische Toleranzkirche Eferding 54

Franz Daxecker: F. X. Huber: Historiker,
Publizist und Zeitzeuge aus dem Innviertel 63

Thekla Weissengruber: Goldhauben – Zlatare.
Traditionelle Kopfbedeckungen aus Slawonien und Oberösterreich 68

Leopold Josef Mayböck: Der Pechölstein beim „Eiserbauer"
in der Mühlviertler Gemeinde Schwertberg im Bezirk Perg 78

Wolfram Ziegler/Tina Bayer: Helga Riemann (1924–2004)
Zu Vita und Werk einer wichtigen oö. Komponistin 84

BUCHBESPRECHUNGEN 91

Medieninhaber: Land Oberösterreich

Herausgeber: Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur

Zuschriften (Manuskripte, Besprechungsexemplare) und Bestellungen sind zu richten an den Schriftleiter der OÖ. Heimatblätter:

Camillo Gamnitzer, Amt der OÖ. Landesregierung, Direktion Kultur, Promenade 37, 4021 Linz, Tel. 0732/7720-15477

Jahresabonnement (2 Doppelnummern) € 12,– (inkl. 10 % MwSt.)

Hersteller: TRAUNER DRUCK GmbH & Co KG, Köglstraße 14, 4020 Linz

Grafische Gestaltung: Mag. art. Herwig Berger, Steingasse 23 a, 4020 Linz

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge zeichnet der jeweilige Verfasser verantwortlich

Alle Rechte vorbehalten

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Schriftleitung keine Haftung

ISBN 3-85393-010-7

Mitarbeiter:

Dr. Bernhard Prokisch
Oö. Landesmuseen, Schlossmuseum
Schlossberg 2, 4010 Linz

Mag. Franz Josef Feichtinger
Roitherstraße 50, 4802 Ebensee

Dr. Hans Kalchmair
Pacherstraße 15, 4600 Wels

Arch. Dipl.-Ing. Hubert Taferner
Paracelsusstraße 4, 4070 Eferding

Univ.-Prof. Dr. Franz Daxecker
Gufeltalweg 9a, 6020 Innsbruck

Mag. Dr. Thekla Weissengruber
Oö. Landesmuseen, Schlossmuseum (Volkskunde)
Schlossberg 2, 4010 Linz

Kons. Leopold Josef Mayböck
Lina 34, 4311 Schwertberg

Mag. Dr. Wolfram Ziegler
Institut für Mittelalterforschung der ÖAW
Wohllebengasse 12–14, 1040 Wien

Mag. Tina Bayer
J.-Weißkind-Straße 16, 5083 St. Leonhard

Titelbild:

Arbeit der „Fuderhacker“, „Stößer“ und „B’schlager“ (Beitrag Feichtinger)

Zwei römische Münzhorte der Mitte des dritten Jahrhunderts aus Oberösterreich

Von Bernhard Prokisch

Die Jahre um die Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts stellten bekanntlich auch für das Gebiet des heutigen Oberösterreich, in seinem südlich der Donau gelegenen Teil damals der Provinz Noricum zugehörig, eine krisenhafte Zeit dar, die mit der Gefangennahme Kaiser Valerians I. durch den Sasanidenkönig Shapur I. und mit den kurz danach stattfindenden, auch den österreichischen Donauraum betreffenden Revolten des Ingenuus und des Regalian einen Höhepunkt erreichte. Ebenso bedrohten die Einfälle der Alamannen und Juthungen aus dem Nordwesten nicht nur Rätien, sondern auch das norische Grenzgebiet entlang des Limes.[1]

Hier sollen nun zwei kleinere Münzhorte vorgestellt werden, die Quellen für die Geschichte dieser Zeit im Raum des heutigen Oberösterreich darstellen. Es handelt sich um einen Neufund der letzten Jahre aus der Umgebung von Eferding sowie um einen Komplex, der zwar bereits 1842 geborgen wurde, den man jedoch bislang aufgrund von Missverständnissen irrtümlich in das 4. Jahrhundert datierte und niemals einer genaueren Untersuchung unterzog.

Der Fund von Wackersbach
(OG Hinzenbach, VB Eferding)

In den Jahren 2006, 2007 und 2008 wurden im Oberösterreichischen Landesmuseum römische Münzen vorgelegt, die nach Auskunft des Finders in der KG Wackersbach[2] am Westrand des Eferdinger Beckens zu Tage traten. Die Fundsituation wie die Zusammensetzung des Konvolutes lassen keinen Zweifel offen, dass hier ein Schatzfund vorliegt. Die Frage nach seiner Vollständigkeit bleibt dabei – wie immer in derartigen Fällen – unbeantwortet, doch wurde die Fundstelle vom Finder genau untersucht, sodass man annehmen darf, dass zumindest der Großteil der Stücke geborgen wurde.

Die Münzen wurden im Landesmuseum gereinigt und nach Abschluss der wissenschaftlichen Bearbeitung an den Finder retourniert.[3]

Die Barschaft (bzw. deren geborgener Teil) umfasst 28 Silbermünzen, und zwar vier Denare und 24 Antoniniane (i. e. Doppeldenare). Die beiden Münzsorten bilden zwei in sich geschlossene, zeitlich aufeinander folgende Komplexe.

---

1 Vgl. dazu u. a. die Überblicksdarstellungen bei: G. Winkler, Die Römer in Oberösterreich, Linz 1975, S. 33–34, S. Haider, Geschichte Oberösterreichs, Wien 1987, S. 20, sowie zuletzt C. Schwanzar, Die Römerzeit in Oberösterreich, ein Überblick, in: Ausstellungskatalog Worauf wir stehen. Archäologie in Oberösterreich (Kataloge des OÖ. Landesmuseums N. F. 195), Linz 2003, S. 99.

2 Um allfällige Nachsuchungen Unbefugter zu unterbinden, wird auf die Mitteilung der genaueren Fundstelle sowie der Fundumstände verzichtet.

3 Die Reinigung erfolgte durch den Metallrestaurator des Oberösterreichischen Landesmuseums, Oskar Kassik. Ihm sei ebenso gedankt wie DI Leopold Bald, Eferding, der die Meldung der Münzen durchführte.

Die Denare stammen aus spätseverischer Zeit, das älteste Gepräge noch aus der Regierungszeit des Kaisers Elagabal (218–222) [Kat. Nr. 1/1], die drei weiteren aus derjenigen seines Nachfolgers Severus Alexander (222–235) [Kat. Nr. 1/2–1/4]. Einer der drei Denare wurde im Namen des Augustus geprägt, die beiden anderen in dem seiner Mutter Iulia Mamaea, die für den im Kindesalter stehenden Kaiser die Regierung führte. Der Hauptteil der Barschaft besteht aus Antoninianen, dem charakteristischen Nominal der Krisenzeit des 3. Jahrhunderts, und setzt etwa zwei Jahrzehnte nach den Denaren ein. Die ältesten Stücke [Kat. Nr. 1/5–1/7] stammen aus der späteren Zeit Gordians III., die jüngsten [Kat. Nr. 1/27, 1/28] aus der früheren Zeit der Samtherrschaft Valerianus I. / Gallienus, womit sich der „Ansparzeitraum" des Antoninian-Anteils auf das Jahrzehnt zwischen 242/244 und 253/256 einschränken lässt.

Der Fund von Helpfau
(MG Helpfau-Uttendorf,
VB Braunau am Inn)

Im Gegensatz zum Fund von Wackersbach wirft die Rekonstruktion des Fundes von Helpfau etliche Fragen auf. Im Jahr 1842 errichtete man in Uttendorf im Mattigtal einen neuen Friedhof. Im Zuge der Anlage einer Kalkgrube für diesen Bau trat am 12. April dieses Jahres ein Fund zutage, der nach Auskunft der am weitesten zurückliegenden Informationen neben 42 Stück Silbermünzen einen goldenen Reif und vier *„Trümmer eines irdenen Geschirrs"* enthielt.[4] Das Fundmaterial gelangte 1843 oder 1844 in das damals junge Museum Francisco-Carolinum, heute Oberösterreichisches Landesmuseum.[5] In den nächsten Jahrzehnten scheint sich niemand mit den Stücken beschäftigt zu haben, denn erst im Jahr 1898 nahm Andreas Markl den Bestand in seine Publikation zu den antiken Fundmünzen Oberösterreichs[6] auf. Damals wurden insgesamt 24 Münzen verzeichnet, nämlich 23 Antoniniane und ein Sesterz, was zur Gänze dem derzeitigen Bestand entspricht. Der Goldreif gelangte ebenfalls an das Museum,[7] ist hier jedoch nicht mehr vorhanden.[8] Es gibt nun zwei Möglichkeiten: Nimmt man die Äußerungen aus der Auffindungszeit in den 1840er-Jahren für bare Münze und gelangten tatsächlich 42 Münzen in das Museum, so müssen dort zwischen 1843 und 1898 neunzehn von ihnen in Verlust geraten und ein – damals nicht angeführtes – Stück [Kat. Nr. 2/1] dazugekommen sein. Räumt man hingegen der nur kursorischen Erwähnung des Fundes weniger Bedeutung ein, so könnte man – vor allem unter der Annahme eines möglichen Ziffern-

---

4 Zeitschrift des Museum Francisco-Carolinum Nr. 24, August 1843, S. 96: *42 Stück verschiedener römischer Silbermünzen (einen Zeitraum von 17 Jahren umfassend), nebst einem goldenen Reife, ausgegraben zu Hepfau* (sic!) *im Innkreise; wurden durch die besondere Güte der k. k. hohen Landesregierung dem Museum übermittelt, auch leistete die Pfarrkirche, als Grundeigenthümerin, auf den ihr zustehenden Drittelbetrag des Werthes Verzicht.*

5 Achter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, Linz 1845, S. 58, Nr. 16.

6 A. Markl, Oberösterreichische Fundmünzen. A. Die antiken Fundmünzen des Museums Francisco-Carolinum, in: 56. Jahresbericht des Museums Francisco-Carolinum, Linz 1898, S. 51–53, Nr. 721–744.

7 Ibidem, S. 65, Nr. 8.

8 Auskunft von Dr. Christine Schwanzar und Dr. Martina Reitberger, beide OÖ. Landesmuseum, wofür ihnen herzlich gedankt sei.

sturzes (42 / 24) – vermuten, dass doch der numismatische Gesamtbestand des Fundes vorliegt. Die Situation wird noch weiter durch die Tatsache kompliziert, dass sieben Jahre später, also 1849, *„auf demselben Grunde"* weitere römische Münzen zu Tage traten. Es handelte sich um *15 römische Erzmünzen, welche bei Utendorf im Innkreise aufgefunden wurden, Stücke von Gallienus, Valerianus, Valens, Gratianus u. a. enthaltend.*[9] Die beiden Fundkomplexe gehören ungeachtet der unmittelbaren Nähe des Fundortes nicht zusammen, wurden jedoch in der jüngeren Literatur zu einem angeblichen Schatzfund des späteren 4. Jahrhunderts amalgamiert,[10] was mit Sicherheit nicht zutrifft.

Die derzeit vorliegenden Stücke sind mit Ausnahme des Caracalla-Sesterzes [Kat. Nr. 2/1] ausschließlich Antoniniane und stellen eine zeitlich kompakte Reihe dar, dessen ältestes Stück – sieht man von der erwähnten vereinzelten Aes-Münze [Kat. Nr. 2/1] ab – unter Gordianus III. im Jahr 238 entstand [Kat. Nr. 2/2] und dessen Schlussmünze wie in Wackersbach aus der Zeit der Samtherrschaft Valerianus I. / Gallienus stammt, womit der Silberteil des Fundes eine zeitliche Tiefe von etwa einem Jahrzehnt aufweist. Nimmt man hingegen den Sesterz dazu, kommt man auf einen Zeitraum von etwa 35 Jahren.

Abgesehen von den erwähnten Unterschieden weisen die beiden Funde doch etliche Übereinstimmungen auf. Sie gehören von ihrem Geldwert her in dieselbe Größenordnung, wobei die Wertberechnung nicht ganz sicher ist. Zum Zeitpunkt der Verbergung hatten die älteren Denare sicherlich einen höheren Kurs als die neuen, einen geringeren Feingehalt aufweisenden Antoniniane; vielleicht darf man von einer Gleichwertigkeit von Denar und – ursprünglich ja als Doppelstück konzipiertem – Antoninian ausgehen,[11] womit der Wert des Wackersbacher Fundes 56 (Rechnungs-) Denare, derjenige des Helpfauer Schatzes entweder 48 oder – geht man von der höheren Stückzahl aus – eben 84 (Rechnungs-)Denare betrug.[12]

Dass die beiden Funde gleichsam am Vorabend der großen Inflationskatastrophe schließen, die ab den späteren 250er-Jahren das Imperium Romanum heimsuchte, ist kein Zufall: Der Besitzer der Barschaft hat – dem Greshamschen Gesetz folgend, demzufolge schlechtes Geld Gutes aus dem Umlauf drängt – eben das höherwertige ältere Geld thesauriert und nicht die minderlegier-

[9] 12. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, Linz 1852, S. 24, Nr. 6; J. Gaisberger, Archaeologische Nachlese, in: 24. Bericht über das Museum Francisco-Carolinum, Linz 1864, S. 1–76, hier S. 53, Nr. 44. – Die Münzen sind verschollen, es dürfte sich jedoch um das übliche Streufundmaterial aus Inflationsantoninianen bzw. Maiorinen und/oder Centenionales der Constantinsfamilie und der zweiten flavischen Dynastie gehandelt haben.

[10] G. Dembski, Die antiken Münzschatzfunde aus Österreich, in: Numismatische Zeitschrift 91 (1977), S. 3–64, hier S. 46, H-6.

[11] R. Göbl, Römischer Münzhort Tulln 1966, in: Numismatische Zeitschrift 83 (1969), S. 7–57. – A. Ruske, Die Carnuntiner Schatzfunde, in: M. Alram – F. Schmidt-Dick (Hrsg.), Numismata Carnuntina. Forschungen und Material (Die Fundmünzen der römischen Zeit in Österreich Abteilung III: Niederösterreich, Band 2: Die antiken Fundmünzen im Museum Carnuntinum) (Österreichische Akademie der Wissenschaften phil.-hist. Klasse, Denkschriften, 353. Band = Veröffentlichungen der Numismatischen Kommission Band 44), Wien 2007, Textband 1, S. 451–452.

[12] Das Verhältnis des (Rechnungs-)Denars als Halbstück des Antoninians zu den tatsächlich geprägten Denaren betrug somit 2:1.

ten jüngeren Inflationsgepräge. Daraus ergibt sich jedoch die Tatsache, dass die „Schlussmünzen" unseres Fundes – ungeachtet ihrer kompakten zeitlichen Schichtung – nicht unbedingt den Verbergungszeitpunkt markieren müssen, sondern dieser auch in den folgenden Jahren der Hyperinflation unter der Alleinherrschaft des Gallienus und seiner Nachfolger liegen kann.

Vergleicht man nun die beiden vorliegenden Komplexe mit den etwa zeitgleichen Schatzfunden, die bislang in Österreich registriert wurden, kann man ihre Stellung recht gut umreißen. Sie gehören in den von Günther Dembski[13] in seiner grundlegenden Arbeit zu den antiken Münzschatzfunden Österreichs als „Gruppe E" bezeichneten chronologischen Horizont, der von Traianus Decius bis Gallienus reicht und eben den Zeitraum unmittelbar vor dem Einsetzen der Hochinflation in spätgallienischer Zeit umfasst. Zuletzt hat Alexander Ruske einen eigenen Schatzfundhorizont in der Zeit der Samtherrschaft von Valerianus I. und Gallienus konstatiert.[14]

Es findet sich die nominalische Zweiteilung in einen älteren Denar- und einen jüngeren Antoninian-Anteil an mehreren Komplexen wieder, so etwa in Adriach (Gem. Rothleiten, VB Graz-Umgebung), Apetlon (Gem. Apetlon, VB Neusiedl am See), Berndorf (Gem. Berndorf, BH Baden), Hochneukirchen (Gem. Hochneukirchen-Gschaidt, VB Wiener Neustadt), Taxenbach (Gem. Taxenbach, VB Zell am See) oder Tulln (Gem. und VB Tulln).[15] Die Reihe der Denare setzt bei diesen Funden meist ebenfalls in severischer Zeit ein, allerdings meist bereits in der Zeit ab 193, also der Regierungszeit des Septimius Severus und seiner Söhne, nur in Berndorf und Taxenbach reichen die ältesten Stücke in das erste nachchristliche Jahrhundert hinauf (Denar des Titus bzw. des Nero). Ebenso existieren reine Antoninian-Horte, mit Helpfau besonders übereinstimmend der 1902 entdeckte Fund aus dem Lager in Carnuntum[16], mit 54 Stücken auch im Umfang unserem Komplex vergleichbar.

Die Funde dieser Jahre sind auch vor dem Hintergrund einer wirtschaftsgeschichtlichen Neuerung zu sehen, nämlich dem Ende der zentralen Geldversorgung durch die römische Münzstätte und der nun einsetzenden Dezentralisierung der Münzproduktion. In den vorliegenden Funden bildet sich diese Tendenz jedoch nur ansatzweise ab: Mit Ausnahme des in andere Zusammenhänge gehörenden Denars des Elagabal aus der Ostmünzstätte Nicomedia [Kat. Nr. 1/1] entstammen im Wackersbacher Komplex nach derzeitigem Wissensstand lediglich vier Gepräge nicht dem römischen Münzamt. Es handelt sich um je zwei Antoniniane des Gordianus III. und des Trebonianus Gallus aus der Ostmünzstätte Antiochia ad Orontem [Kat. Nr. 1/5, 1/6, 1/22, 1/23] sowie um die beiden jüngsten Stücke, je einen Antoninian des Valerian I. und der Salonina [Kat. Nr. 1/27 und 1/28], die beide

[13] Dembski (zit. Anm. 10). – Dort auch detaillierte Hinweise auf die Literatur zu den einzelnen Funden. Alexander Ruske, Wien, bereitet derzeit eine umfassende Neubearbeitung der antiken Schatzfunde Österreichs vor, zu der die vorliegende Studie nur einen kleinen Baustein beitragen will.

[14] Ruske (zit. Anm. 11), S. 447.

[15] Dembski (zit. Anm. 10), S. 29–32, E-1, E-2, E-4, E-6, E-12, E-14.

[16] Ibidem, S. 30, E-5; Ruske (zit. Anm. 11), S. 447–453 (dort auch die ältere Literatur).

in Viminacium geschlagen wurden. Im Material aus Helpfau ist Antiochia mit einem Stück aus der Regierungszeit der beiden Philippi [Kat. Nr. 2/6] und wiederum zwei Stücken des Trebonianus Gallus [Kat. Nr. 2/14, 2/15] vertreten, wohingegen der Anteil der Münzstätte Viminacium unter den jüngsten Münzen des Fundes aus der Zeit ab 253 dominiert [Kat. Nr. 2/18, 2/19, 2/21, 2/22, 2/24]. Dieses Münzamt nahm seinen Betrieb erst unter der Samtherrschaft Valerianus I. / Gallienus auf und übersiedelte einige Jahre später nach Colonia Agrippinensis (Köln). Der – bis heute nicht sicher zu fixierende und zuletzt von Robert Göbl noch für 257 angenommene – Zeitpunkt des Transfers gibt vielleicht einen vagen Hinweis auf einen *terminus ante quem* für Wackersbach[17] und den sicheren *terminus post quem* für die Schlussmünze [Kat. Nr. 2/23] in Helpfau.[18]

Ebenso kompliziert wie im Fall der beiden vorliegenden Barschaften stellt sich die Frage nach den Schlussmünzen der anderen Funde aus dieser Zeit dar, da die Nachrichten über die einzelnen Komplexe oft keine Feindatierung innerhalb der doch mehr als eineinhalb Jahrzehnte umfassenden Regierungszeit des Gallienus gestatten. Ungeachtet dieser Unschärfe dürfte die Mehrzahl der österreichischen Funde noch während der Samtherrschaft Valerianus I. / Gallienus, also vor 260 enden.[19] Am nächsten kommen den vorliegenden Komplexen hier der Tullner Hort, für dessen Schlussmünzen Robert Göbl[20] die Jahre 257/258 vorschlägt, und Carnuntum (258/259 nach Göbl, 257/258 nach Ruske), gefolgt von den zeitlich nächstfolgenden Funden, nämlich Hochneukirchen (258) und Apetlon (259/60).[21]

Die hier angesprochenen Jahre fallen – wie eingangs erwähnt – in eine krisenhafte Zeit, die sicherlich der Verbergung von Wertgegenständen förderlich war und wohl auch meist für die Tatsache, dass eine verborgene Barschaft vom Besitzer nicht mehr gehoben werden konnte, verantwortlich war. Die Frage[22] aber, ob man die Verbergung unseres Schatzes wie auch der zeitgleichen Barschaften unmittelbar mit diesen, die Region sicherlich destabilisierenden Ereignissen in Verbindung bringen darf, oder ob sich hier – wie ausgeführt – lediglich die Inflationssituation widerspiegelt und das Geld vielleicht erst Jahre später in die Erde gelangte, wird wohl niemals mit Sicherheit zu beantworten sein.

---

[17] Ansonsten könnte man bereits Kölner Gepräge erwarten. – Es sei aber hervorgehoben, dass die vergleichsweise geringen Stückzahlen beider Funde alle Aussagen relativieren.

[18] Zu dieser Frage im Detail: R. Göbl, Die Münzprägung der Kaiser Valerianus I. / Gallienus / Saloninus (253/268), Regalianus (260) und Macrianus / Quietus (260/262) (Moneta Imperii Romani 36, 43, 44 = Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Denkschriften 286 = Veröffentlichungen der Numismatischen Kommission 35), Wien 2000, Textband, S. 98–99.

[19] Bemerkenswerterweise endet jedoch der nächstverwandte Fund der Steiermark, nämlich der Komplex von Preg, erst 263, also bereits in der Zeit der Alleinherrschaft des Gallienus (U. Schachinger, Der antike Münzumlauf in der Steiermark (Die Fundmünzen der römischen Zeit in Österreich Abteilung VI: Steiermark) (Österreichische Akademie der Wissenschaften phil.-hist. Klasse, Denkschriften, 341. Band = Veröffentlichungen der Numismatischen Kommission Band 43), Wien 2006, S. 46–47.

[20] Göbl (zit. Anm. 11), S. 56.

[21] Dembski (zit. Anm. 10), S. E-2, E-5, E-6; zur Datierung: Göbl (zit. Anm. 11), S. 57.

[22] Vgl. dazu etwa Schachinger (zit. Anm. 19), S. 51 und Ruske (zit. Anm. 11), S. 452.

Katalog

Abkürzungen

Ch Kürass, von hinten gesehen (Büstenbeschreibung)

Cv Kürass, von vorne gesehen (Büstenbeschreibung)

l. links

Markl A. Markl, Oberösterreichische Fundmünzen. A. Die antiken Fundmünzen des Museums Francisco-Carolinum, in: 56. Jahresbericht des Museums Francisco-Carolinum, Linz 1898, S. 1–74.

MIR R. Göbl, Die Münzprägung der Kaiser Valerianus I. / Gallienus / Saloninus (253/268), Regalianus (260) und Macrianus / Quietus (260/262) (Moneta Imperii Romani 36, 43, 44 = Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Denkschriften 286 = Veröffentlichungen der Numismatischen Kommission 35), Wien 2000.

PCh Paludament über Kürass, von hinten gesehen (Büstenbeschreibung)

Ph Paludament, von hinten gesehen (Büstenbeschreibung)

r. rechts

RIC Roman Imperial Coinage. Vol. IV. Part I: H. Mattingly – E. A. Sydenham, Pertinax to Geta, London 1936. Vol. IV. Part II: Vol. IV. Part III: H. Mattingly – E. A. Sydenham, Gordian III to Uranius Antoninus, London 1949.

1. Der Fund von Wackersbach
(OG Hinzenbach, VB Eferding)

Antoninus IV. (Elagabalus) (218–222)

1/1

1/1. Denar, 219/222, Nicomedia
IMP ANTONINVS AVG
Büste r., Lorbeerkranz, Paludament
PROVID – DEORVM
Providentia steht l., an Säule gelehnt, mit Stab und Füllhorn, Globus zu Füßen
RIC 130 (b); Ph (Rom)
2,25 g; 12h

Severus Alexander (222–235)

1/2

1/2. Denar, 225, Rom
IMP C M AVR SEV – ALEXAND AVG
Büste r., Lorbeerkranz, Paludament
P M TR P IIII COS P P
Mars geht r. mit Speer und Tropaeum
RIC 45
1,82 g; 12h

Severus Alexander für Iulia Mamaea

1/3

1/3. Denar, Rom, 226
IVLIA MAMAEA AVG
Büste r., Diadem, Palla
IVVNO CON-SERVATRIX
Juno mit Diadem und Schleier steht l. mit Patera und Szepter, Pfau zu Füßen
RIC 343
1,60 g; 12h

1/4

1/4. Denar, Rom, 226
IVLIA MAMAEA AVG
Büste r., Diadem, Palla

IVVNO CON-SERVATRIX
Juno mit Diadem und Schleier steht l. mit Patera und Szepter, Pfau zu Füßen
RIC 343
1,60 g; 12h, fragmentiert durch Schrötlingsausbrüche.

Gordianus III. (238–244)

1/5

1/5. Antoninian, Rom, 244
IMP GORDIANVS PIVS FEL AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
PROVI-D AVG
Providentia steht l. mit Stab über Globus und Szepter
RIC 148; PCh
2,84 g; 12h

1/6

1/6. Antoninian, Antiochia, 242/244
IMP GORDIANVS PIVS FEL AVG
Büste r., Strahlenkrone, Kürass
PAX – AVGVSTI
Pax eilt l. mit Zweig und Szepter
RIC 214 (e); Ch
2,54 g; 6h

1/7

1/7. Antoninian, Antiochia, 242/244
IMP GORDIANVS PIVS FEL AVG
Büste r., Strahlenkrone, Kürass
SAECVLI F-ELICITAS
Gordianus steht r. mit Speer und Szepter
RIC 216 (e); Ch
2,06 g; 12h

Philippus I. (244–247)

1/8

1/8. Antoninian, Rom, 245
IMP M IVL PHILIPPVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
FELICITAS TEMP
Felicitas steht l. mit Caduceus und Füllhorn
RIC 31; PCh
1,63 g; 6h, fragmentiert durch Schrötlingsausbruch.

1/9

1/9. Antoninian, Rom, 245
IMP M IVL PHILIPPVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
PAX – AETERN
Pax steht l. mit Zweig und Szepter
RIC 40b; PCh
2,05 g; 12h

Philippus I. für Philippus II.

1/10

1/10. Antoninian, Rom, 244
M IVL PHILIPPVS CAES
Büste r., Strahlenkrone, Paludament
PRINCIPI IVVENT
Philippus steht r. mit Speer und Globus
RIC 216c; Ph
2,02 g; 6h

1/11

1/11. Antoninian, Rom, 244/245
M IVL PHILIPPVS CAES
Büste r., Strahlenkrone, Paludament
PRINC-IPI IVVENTVTIS
Philippus steht r. mit Speer und Standarte
RIC 220b; Ph
2,02 g; 6h

Philippus I. und Philippus II. (247–249)

Philippus I. und Philippus II. für Philippus I.

1/12

1/12. Antoninian, Rom, 248
IMP PHILIPPVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
SAECVLVM NOVVM
Sechssäuliger Tempel, darin Romastatue
RIC 25b; PCh
2,97 g; 12h

1/13

1/13. Antoninian, Rom, 247
IMP M IVL PHILIPPVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
LIBERALITAS AVGG II
Liberalitas steht l. mit Abakus und Füllhorn
RIC 38b; PCh
3,04 g; 62h

1/14

1/14. Antoninian, Rom, 247
IMP M IVL PHILIPPVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
ROMAE AETERNAE
Roma sitzt l. mit Victoriola und Szepter, Schild zu Seiten
RIC 44b; PCh
2,73 g; 6h

1/15

1/15. Antoninian, Rom, 247
IMP M IVL PHILIPPVS AVG

Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
ROMAE AETERNAE
Roma sitzt l. mit Victoriola und Szepter, Schild zu Seiten
RIC 44b; PCh
2,06 g; 6h

Philippus I. oder Philippus I. und Philippus II. für Otacilia Severa

1/16

1/16. (Antoninian), Ms. ?, (244/249)
... OTAC ...
Büste r. auf Mondsichel, Diadem, Palla
Legende und Bild unkenntlich
1,12 g; ?h, Fragment, ZF subärat. Abgebrochener Teil beiliegend (Gewicht beider Stücke angegeben).

Traianus Decius (Decius I.) (249–251)

1/17

1/17. Antoninian, Rom, 249
IMP C M Q TRAIANVS DECIVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Kürass
GENIVS EXERC ILLVRICANI
Genius mit Patera und Füllhorn, r. Standarte
RIC 16c; Ch
2,33 g; 6h

Traianus Decius für Herennia Etruscilla

1/18

1/18. Antoninian, Rom, 249
HER ETRVSCILLA AVG
Büste r. auf Mondsichel, Palla
IVNO REGINA
Juno steht l. mit Patera und Szepter, Pfau zu Füßen
RIC 57
2,42 g; 12h

1/19

1/19. Antoninian, Rom, 249
HER ETRVSCILLA AVG
Büste r. auf Mondsichel, Palla
PVDICITIA AVG
Pudicitia sitzt l., mit Szepter, hält mit der Rechten ihren Schleier
RIC 59b
3,76 g; 12h

Trebonianus Gallus und Volusianus (251–253)

Trebonianus Gallus und Volusianus für Trebonianus Gallus

1/20

1/20. Antoninian, Rom, 252
IMP CAE C VIB TREB GALLVS AVG

Büste r.; Strahlenkrone, Paludament über Kürass
AETERNITAS AVGG
Aeternitas steht l. mit Phönix auf Globus, hält mit der Linken ihr Kleid
RIC 30; PCh
2,98 g; 12h

1/21

1/21. Antoninian, Rom, 251
IMP CAE C VIB TREB GALLVS AVG
Büste r.; Strahlenkrone, Paludament über Kürass
CONCORDIA AVGG
Concordia steht l. mit Patera und Doppelfüllhorn
RIC 51; PCh
2,98 g; 12h, fragmentiert

1/22

1/22. Antoninian, Antiochia, 251/253
IMP C C VIB TREB GALLVS P F AVG
Büste r.; Strahlenkrone, Kürass
VBERITAS AVGG
Uberitas steht l. mit Börse und Füllhorn
RIC 92; Ch (Av: 1 Punkt; Rv: ? Punkt[e])
1,66 g; 12h

1/23

1/23. Antoninian, Rom, 251/253
IMP C C VIB TREB GALLVS P F AVG
Büste r.; Strahlenkrone, Kürass
VBERTAS AVGG
Uberitas steht l. mit Börse und Füllhorn
RIC 92; Ch, korrodiert
1,20 g; 6h

Trebonianus Gallus und Volusianus für Volusianus

1/24

1/24. Antoninian, Rom, 251
IMP CAE C VIB VOLUSIANO AVG
Büste r.; Strahlenkrone, Paludament über Kürass
PIETAS AVGG
Pietas mit Schleier steht l. an Altar, beide Hände erhoben
RIC 182; PCh
2,33 g; 6h

1/25

1/25. Antoninian, Rom, 251
IMP CAE C VIB VOLUSIANO AVG
Büste r.; Strahlenkrone, Paludament über Kürass
PIETAS AVGG
Pietas mit Schleier steht l. an Altar, beide Hände erhoben
RIC 182; PCh
2,21 g; 12h

Aemilianus (253)

1/26

1/26. Antoninian, Rom, 253
IMP AEMILIANVS PIVS FEL AVG
Büste r.; Strahlenkrone, Paludament über Kürass
ERCVL VICTORI
Herkules steht r. mit Keule und Bogen, Löwenfell über dem l. Arm
RIC 3b; PCh
1,19 g; 6h, durch Schrötlingsabbruch fragmentiert

Valerianus I. und Gallienus (253–260)

Valerianus I. und Gallienus für Valerianus I.

1/27

1/27. Antoninian, Viminacium, 253/256 ?
IMP VALERIANVS P AVG
Büste r.; Strahlenkrone, Paludament über Kürass
VIRTVS AVGG
Valerian steht l. mit Victoriola, Schild und Speer
MIR 811d
1,87 g; 6h

Valerianus I. und Gallienus für Salonina

1/28

1/28. Antoninian, Viminacium, 256 ?
CORN SALONINA AVG
Büste r. auf Mondsichel; Palla
VESTA
Vesta steht l. mit Patera und Szepter
MIR 859b
2,05 g; 12h

2. Der Fund von Helpfau
(MG Helpfau-Uttendorf, VB Braunau am Inn)

Antoninus III. (Caracalla) (212–217)

2/1

2/1. Sesterz, Rom, 213
M AVREL ANTONINVS PIVS AVG BRIT
Büste r.; Lorbeerkranz, Paludament über Kürass
SECVRITATI PERPETVAE
Securitas sitzt r. mit Szepter, davor Altar, zu Seiten S – C
Markl 721 – RIC 512a; PCh
23,33 g; 12h

Gordianus III. (238–244)

2/2

2/2. Antoninian, Rom, 238
IMP CAES M ANT GORDIANVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
PAX – AVGVSTI

Pax steht l. mit Zweig und Szepter
Markl 722 – RIC 3; PCh
4,99 g; 6h

2/3

2/3. Antoninian, Rom, 244
IMP GORDIANVS PIVS FEL AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
P-ROVID AVG
Providentia steht l. mit Stab über Globus und Szepter
Markl 723 – RIC 148; PCh
5,03 g; 12h

Philippus I. und Philippus II. (247–249)

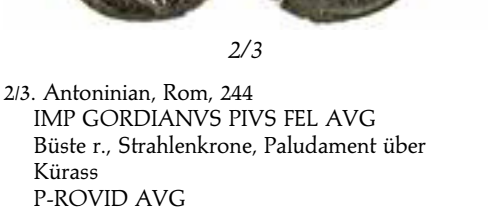
Philippus I. und Philippus II. für Philippus I.

2/4

2/4. Antoninian, Rom, 247
IMP M IVL PHILIPPVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
AEQVITAS AVGG
Aequitas steht l. mit Waage und Füllhorn
Markl 724 – RIC 27b; PCh
5,16 g; 12h

2/5

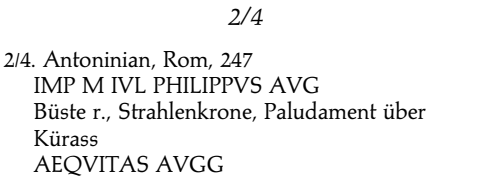
2/5. Antoninian, Rom, 247
IMP M IVL PHILIPPVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
ROMAE AETERNAE
Roma sitzt l. mit Victoriola und Szepter, zu Seiten Schild
Markl 726 – RIC 44b; PCh
2,33 g; 6h; Schrötlingsausbruch



2/6

2/6. Antoninian, Antiochia, 248
IMP M IVL PHILIPPVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
AEQVITAS AVGG
Aequitas steht l. mit Waage und Füllhorn
Markl 722 – RIC 82; PCh
3,03 g; 12h

Philippus I. und Philippus II. für Philippus II.



2/7

2/7. Antoninian, Rom, 246/248
IMP PHILIPPVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
PRINCIPI IVVENT
Philippus II. steht l. mit Globus und Speer, Gefangener zu Füßen
Markl 727 – RIC 254A; PCh
3,15 g; 6h
Anm: Hybride Koppelung eines Avers des Philippus II. als Augustus mit einem Revers aus der Zeit als Caesar.

Traianus Decius (Decius I.) (249–251)

2/8

2/8. Antoninian, Rom, 249
IMP C M Q TRAIANVS DECIVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Kürass
ADVENTVS AVG
Kaiser zu Pferd l. mit Szepter, die Rechte erhoben
Markl 728 – RIC 11b; Ch
2,64 g; 12h; Schrötlingsausbruch

2/9

2/9. Antoninian, Rom, 249
IMP C M Q TRAIANVS DECIVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Kürass
D-A-CIA
Dacia steht l. mit Standarte
Markl 729 – RIC 13; Ch
3,21 g; 6h

2/10

2/10. Antoninian, Viminacium, 250
IMP C TRA DEC AVG
Büste r., Strahlenkrone, Kürass
PANNONIAE
Beide Pannonien reichen einander vor Feldzeichen die Hand
Markl 730 – RIC 41a; Ch (Med)
3,27 g; 12h; Schrötlingsausbruch

Traianus Decius für Herennia Etruscilla

2/11

2/11. Antoninian, Rom, 249
HER ETRVSCILLA AVG
Büste r. auf Mondsichel; Palla
PVDICITIA AVG
Pudicitia steht l. mit Szepter, hält Schleier
Markl 731 – RIC 58b
2,48 g; 6h

Trebonianus Gallus und Volusianus (251–253)

Trebonianus Gallus und Volusianus für Trebonianus Gallus

2/12

2/12. Antoninian, Rom, 251
IMP CAE C VIB TREB GALLVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
IVNO MARTIALIS
Juno sitzt l. mit Ähren (?) und Szepter
Markl 732 – RIC 35; PCh
3,48 g; 12h

2/13

2/13. Antoninian, Rom, 252
IMP CAE C VIB TREB GALLVS AVG

Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
VIC-TORIA AVGG
Victoria steht l. mit Kranz und Palmzweig
Markl 735 – RIC 48a; PCh
3,67 g; 6h

2/14

2/14. Antoninian, Antiochia, 251/253
IMP C C VIB TREB GALLVS P F AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
MARTI PACIFERO
Mars geht l. mit Zweig und Speer
Markl 734 – RIC 85; PCh
3,65 g; 12h

2/15

2/15. Antoninian, Antiochia, 251/253
IMP C C VIB TREB GALLVS P F AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
MARTI PACIFERO
Mars geht l. mit Zweig und Speer
Markl 733 – RIC 85; PCh
2,56 g; 12h; Revers korrodiert

Trebonianus Gallus und Volusianus für Volusianus

2/16

2/16. Antoninian, Viminacium, 251/253
IMP C C VIB VOLVSIANVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
VIRT-VS AVGG
Virtus steht r. mit Speer und Schild
Markl 736 – RIC 206; PCh
3,58 g; 12h

Valerianus I. und Gallienus (253–260)

Valerianus I. und Gallienus für Valerianus I.

2/17

2/17. Antoninian, Rom, 253/254
IMP C P LIC VALERIANVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
FIDES MILITVM
Fides steht l. mit zwei Feldzeichen
Markl 737 – MIR 22d
2,97 g; 6h

2/18

2/18. Antoninian, Viminacium, 253/257?
IMP VALERIANVS P AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
SAECVLI FELICITAS
Felicitas steht l. mit Caduceus und Füllhorn
Markl 739 – MIR 822d
2,90 g; 12h

2/19

2/19. Antoninian, Viminacium, 253/257?
IMP VALERIANVS P AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
SALVS AVGG
Salus steht r., füttert Schlange aus Patera
Markl 738 – MIR 825d
2,04 g; 6h

Valerianus I. und Gallienus für Gallienus

2/20

2/20. Antoninian, Rom, 253/254
IMP C P LIC GALLIENVS AVG
Büste r., Strahlenkrone, Paludament über Kürass
PAX – AVGG
Pax steht l. mit Zweig und Szepter
Markl 741 – MIR 27t
3,03 g; 6h; Schrötlingsausbruch

2/21

2/21. Antoninian, Viminacium, 253/257?
IMP GALLIENVS P AVG
Büste r., Strahlenkrone, Kürass
PAX – AVGG
Pax steht l. mit Zweig und Szepter
Markl 740 – MIR 815q
2,16 g; 6h

2/22

2/22. Antoninian, Viminacium, 253/257?
IMP GALLIENVS P AVG
Büste r., Strahlenkrone, Kürass
SPES PVBLICA
Spes geht l. mit Blume, hält mit der Linken Gewandsaum
Markl 742 – MIR 827q
3,13 g; 6h

2/23

2/23. Antoninian, Colonia Agrippinensis, 257/259
GALLIENVS P F AVG
Büste r., Strahlenkrone, Kürass
VICT GERMANICA
Victoria auf Globus r. eilend mit Tropaeum und Kranz, zu Füßen zwei Gefangene
Markl 743 – MIR 874l
3,18 g; 12h

Valerianus I. und Gallienus für Salonina

2/24

2/24. Antoninian, Viminacium, 253/257?
CORN SALONINA AVG
Büste r. auf Mondsichel; Palla
VESTA
Vesta steht l. mit Patera und Szepter
Markl 744 – MIR 859b
3,54 g; 6h

Die „Fertiger" – Manager des Salzwesens im Lande ob der Enns vom 14. bis zum 19. Jahrhundert

Von Franz Josef Feichtinger *

Salz war schon in prähistorischer Zeit ein wertvolles Handelsgut. Im Mittelalter bestimmte dieser begehrte Bodenschatz die Gründung und die Entwicklung auch vieler heimischer Städte und Märkte, in der neueren Zeit wurde er als bedeutender Monopolgegenstand und Quelle nie versiegender staatlicher Einnahmen zur Basis für den wirtschaftlichen Aufschwung Gmundens sowie der *drei oberen Salzflecken* Hallstatt, Lauffen und Ischl. Vor den Reformen Kaiser Maximilian I., eingeleitet 1515, lag der Salzhandel hier zur Gänze in privaten Händen, danach kam es zu einer Kombination aus einheitlichen, von der habsburgischen Verwaltung (Stichwort „Ärar") minutiös vorgegebenen Richtlinien und obrigkeitlich begrenzter Eigenregie, ehe ab 1824 schrittweise die völlige Freigabe des Marktes einsetzte.

Aufbereitung und Vertrieb des „weißen Goldes" schufen im Kammergut einen speziellen Berufsstand, die *Salzfertiger,* kurz „Fertiger". Dieser privilegierte Stand aus frühen Unternehmern, die ihr Geschäft autonom und eigenverantwortlich führten, hat die Geschichte des oberösterreichisch-habsburgischen Salzwesens mehr als ein halbes Jahrtausend hindurch wesentlich mitgeprägt.

Frühes Unternehmertum Berufsstand Salzfertiger

Als zentrale Personengruppe im Salzhandel erfüllten die Fertiger eine gewerblich und handelsmäßig verkettete Mehrfachfunktion, von der Übernahme, „Umarbeitung" und der Verschiffung des Salzes bis hin zu seinem Verkauf u. a. in Niederösterreich, im Mühlviertel und in Böhmen. Hiezu verdingten sie eine große Schar von Facharbeitern und Hilfskräften, hiefür investierten sie ihr Kapital, sodass sich von einer auf Dauer angelegten Organisation zur Erzielung von Einnahmen und Gewinnen sprechen ließ. Die Fertiger hatten einen festgesetzten Einkaufspreis bei den ärarischen Magazinen zu entrichten und konnten das Salz wiederum nur zu einem vorgeschriebenen Verkaufspreis abgeben.[1] Die Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis ergab ihren Verdienst und – eventuell – Profite, denn die geschäftlichen Risken (an erster Stelle stand hier der Salzverlust durch „Wassertränken") trugen sie allein.

Die einzige Möglichkeit, schwarze Zahlen zu schreiben, bestand in der Senkung der Betriebskosten. Zu verringern waren diese theoretisch durch niedrigere Löhne, teils durch die Heranziehung besonders qualifizierten Personals. Man konnte dabei aber nicht nach Belieben verfahren, denn das landesfürstliche Salzamt hatte die Lohnsätze genau fixiert, ebenso war die ungehemmte Anwer-

* Redaktionelle Bearbeitung: Camillo Gamnitzer

[1] Leopold Widerhofer, Geschichte des oberösterreichischen Salzwesens von 1282 bis 1656, Wien 1907, S. 50.

bung der tüchtigsten Arbeiter schwierig, weil die Kollegenschaft dadurch geschädigt worden wäre.[2] Als juristisch rechtsfähige Personen mussten die Fertiger daher gezieltes Augenmerk darauf legen, nicht nur mit dem Ärar, sondern auch mit den Subunternehmern, den Kufermeistern und Schiffswerkern, gute Verträge auszuhandeln.

Blicken wir zurück: 1276 verheiratete König Rudolf von Habsburg seinen ältesten Sohn Albrecht im Alter von 19 Jahren mit der vierzehnjährigen *Elisabeth*, Tochter des Grafen Meinhard II. von Görz und Tirol. Elisabeth erhielt um 1280 von ihrem Gemahl das Ischland als „Morgengabe", womit die Vogtei über das Kloster Traunkirchen samt der Umgebung von Hallstatt inbegriffen war. Die junge Frau war zweifellos klug, geschäftstüchtig und hatte kaufmännisches Talent. Mit der in drei Urkunden gefassten Neuordnung des – bis zur Keltenzeit zurückgehenden – Abbaus in Hallstatt legte die Königin, Witwe nach Albrecht, 1311 den Grundstein für die Jahrhunderte lang ertragreiche Entwicklung der oberösterreichisch-habsburgischen Salzwirtschaft.[3]

Die außergewöhnliche Bedeutung der dritten urkundlichen Ordnung lag nun darin,[4/5] dass mit diesem Dokument dem Dorf Hallstatt das Marktrecht und – u. a. – zwölf Hallstätter „Bürgern" das Recht des Salzhandels zuerkannt wurde; es war das die Geburtsstunde der Salzfertiger, eines in der Welt *wohl einzigartigen* Standes, wie Carl Schraml sie nennt. Die zwölf „Bürger" und ihre Erben waren berechtigt, pro Woche 60 nasse Fuder (Salzstöcke) aus der Hallstätter Pfanne zum *Abdörren* in die – direkt um den Pfannenbereich angeordneten –

„Pfiesel" mit den zum Dörren eingelagerten, kegelstumpfförmigen Salz-Fudern.

Trockenkammern („Pfiesel") zu schaffen, als Lohn dafür gab es jeweils einen Fuder und 45 Pfennige. Die hinterher in den eigenen Salzkellern fertiggestellte, „umgearbeitete" Ware mussten sie den Amtleuten zu einem verbindlichen Preis (s. o.) abkaufen und auf eigene Gefahr „verschleißen", weiterveräußern.

Dank der Genehmigung, mit Wein, Lebensmitteln und Kaufmannswaren lokal Handel zu betreiben, wurden die Fertiger auch Wirte und Kaufleute im Markt; alle ihre Lehen waren an den Besitz eines Hauses im Wohnort geknüpft.[6]

---

2 Ebenda: S. 51.

3 Rudolf Palme, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der inneralpinen Salzwerke bis zu deren Monopolisierung, Rechtshistorische Reihe, Bd. 25, Frankfurt und Bern 1983, S. 64.

4 OÖLA, OÖUB V, Urkundenbuch des Landes ob der Enns, S. 39, NR. 41.

5 OÖLA, OÖUB V, Urkundenbuch des Landes ob der Enns, S. 40, Nr. 41.

6 Rudolf Palme, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der inneralpinen Salzwerke bis zu deren Monopolisierung, Rechtshistorische Reihe, Bd. 25, Frankfurt und Bern 1983, S. 388.

Das galt genauso für die „Bürger" von Lauffen und Gmunden, die um jene Zeit bereits gewisse Rechte der Salzfertigung besaßen oder diese aufgrund der Handelsrechte ihres Heimatortes nützten. Über den Anspruch auf eine konkrete Salzbezugsmenge ist dort zunächst jedoch nichts bekannt.[7]

1392 wurde Ischl den anderen Städten bzw. Märkten ob der Enns rechtlich (nahezu) gleichgestellt und seinerseits faktisch zum „Fertigerort". Es war das eine Dankesbezeugung Herzog Albrecht III. an die Ischler für deren Treue zum Landesherrn während des kurzen Aufstandes der Hallstätter und Lauffener „Bürger", Küfer, Werkleute, Beschlager, Kleuzer und Schiffsleute im gleichen Jahr.[8] (An der Erhebung, entfacht durch die damals drückende materielle Not der Salzarbeiter, dürften Fertiger als treibende Kraft beteiligt gewesen sein. Sie werden im „Gehorsamsbrief" an Albrecht III. vom 25. Oktober 1392 an vorderster Stelle angeführt.)[9] Das Marktrecht erging an Ischl – durch das Privileg Kaiser Friedrich III. – erst 1466. Wenngleich das Recht zur Salzfertigung erst darin explizit aufscheint, übten es die Ischler „Bürger" aufgrund der Befugnisse von 1392 inzwischen aber längst aus.[10]

Zur Steigerung der landesfürstlichen Einkünfte wurden die Salztransporte in Gmunden sehr früh mit einer Maut belegt, wodurch der Schwerpunkt der Salzverwaltung, vermutlich 1330/35[11], vom k. k. Hofschreiberamt Hallstatt nach Gmunden wechselte. Verbrieft ist, dass das Salz schon damals in zweckmäßigen, hölzernen „Kufen" (cupa = Tonne) bzw. „Salzkufen" (cupae salis) verpackt worden war. Das *„kleine Küfel"* (cuppula, „kleines Salz") blieb im Kammergut bis zur zusätzlichen Einführung der – in Hallein schon seit dem 13. Jahrhundert verwendeten – „großen Kufe" („großes Salz", ab dem 16. Jahrhundert) die einzige, standardmäßig gefertigte Transportgefäßart.[12]

Lose, unverpackt, ließ sich das „weiße Gold" wegen seiner hohen Empfindlichkeit gegenüber Luftfeuchtigkeit und Nässe nicht befördern, selbst in abgefülltem Zustand, getrocknet und „eingestoßen" (verfestigt), war es gegen solche Einflüsse jedoch sehr anfällig und musste während der Schifffahrt durch Abdeckungen geschützt werden. Obwohl die Material- und Lohnkosten für das Küfel ungleich höher lagen als bei

---

7 Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 297.

8 Alois Zauner, Die bürgerlichen Siedlungen im oberösterreichischen Salzkammergut bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: Herbert Knittler, Hg., Wirtschafts- und sozialhistorische Beiträge. Festschrift für Alfred Hoffmann zum 75. Geburtstag, Wien 1979, S. 81–82.

9 Rudolf Palme, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der inneralpinen Salzwerke bis zu deren Monopolisierung, Rechtshistorische Reihe, Bd. 25, Frankfurt und Bern 1983, S. 388–389.

10 Anton Dicklberger, Systematische Geschichte der Salinen Oberösterreichs in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte der benachbarten zur nämlichen Salzformation gehörigen steyermärkischen, salzburgischen, tyrolischen und baierischen Salinen, Bd. II, Bad Ischl 1817, Blg. 36.

11 Franz Hufnagl, Die landesfürstliche Stadt Gmunden als Sitz der Kammergutverwaltung. Die Stadt im Spannungsfeld mit den Habsburgern und deren Salzamtmänner, unveröffentlichte phil. Dissertation, Universität Salzburg, Salzburg 1999, S. 123.

12 Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 301.

anderen Gebinden,[13] war der Transport auf dem Wasserweg insgesamt weitaus billiger, auch konnten die Salzschiffe viel mehr Fracht laden als Fuhrwerke. Die Salzverfrachtung – der Vertrieb war mittlerweile exklusives Recht der „Bürger" von Gmunden, Hallstatt, Lauffen und Ischl – erfolgte in der ersten, kürzeren Etappe von Hallstatt, später auch von Ischl und Ebensee, bis Gmunden, in der zweiten Etappe von Gmunden die Traun abwärts zur Donau und auf dieser weiter in die Nachbarländer.

Das „kleine Küfel".[14]

1 Fuß (31,6 cm) hoch

Querschnitt:

Boden: 12 cm
Oben: 20 cm

Gewicht:

Brutto: 13 ½ Pfund = 7,56 kg
Netto: 12 Pfund = 6,82 kg Salz

Der Salzamtmann, kaiserlicher Beamter und oberster Vertreter des Gmundner Salzamts als erstinstanzlicher Behörde in allen einschlägigen Angelegenheiten *(puris cameralibus)*, war zur ehesten Neubesetzung frei gewordener Salzfertigerstellen verpflichtet, während die Konzessionserteilung selbst seinem freien Ermessen oblag.[15] Zudem konnte das Amt die Anzahl der Fertigerrechte je nach Bedarf vermindern und sie von einem „Flecken" (Ort) auf andere übertragen.[16] Somit herrschte Jahrhunderte lang die Auffassung, dass die Fertiger, gleich den landesfürstlichen Amtleuten und deren Untergebenen, zu den „Dienern der kaiserlichen Kammerguetsfürderung" zu zählen seien. Sie wurden „kaiserliche" oder „kaiserlich-königliche Salzfertiger" bzw. „Ihro kaiserliche Majestätische Amtleute" genannt und in den offiziellen Verzeichnissen über das Salzamtpersonal stets als solche geführt. Sowohl die Salzfertiger als auch deren

[13] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 219.

[14] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 220.

[15] Ebenda: S. 302.

[16] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 302.

Witwen, falls sie das Geschäft des Mannes nicht fortführen konnten, hatten Anspruch auf ein wöchentliches Ruhegeld (Provision), welches in der Regel zwei Gulden (für Witwen einen Gulden 30 Kreuzer) betrug. Im Falle der Abfertigung wurden einige hundert Gulden bezahlt. Streitfälle zwischen den Fertigern und den landesfürstlichen Amtleuten in Angelegenheiten des Salzwesens wurden vom Salzamtmann oder von der niederösterreichischen Regierung und Kammer entschieden. Ursprünglich hatten die Fertiger sogar eine Strafbefugnis gegenüber Geschäftsgenossen, soweit es sich um die Verletzung von Satzungen handelte.

Für die Auswahl der Fertiger galten besondere Kriterien.[17] Der Wert ihres „anliegenden Guts" sollte sich auf mindestens 100 fl. belaufen, und sie sollten „ehrbar, fromm" und des Handels sowie der Schifffahrt „mit der Hand und dem Verstande kundig" sein. Handwerker, die Fertiger werden wollten, mussten ihre bisherige Tätigkeit aufgeben, weil die Salzfertigung zu den „bürgerlichen Hantierungen" gehörte.[18] Die formelle Aufnahme erfolgte durch Eidesleistung gegenüber dem Salzamtmann in Gegenwart der übrigen Amtleute, wobei die Pflichten und die Strafen für Verstöße erläutert wurden. *„Böse Praktiken"* wie die *„Schwärzung von Mautgebühren"* konnte der Salzamtmann, der auch richterliche Gewalt hatte, mit Gutverfall, Arrest oder dem Entzug der Konzession ahnden.[19]

Für die Aufnahme war keine Gebühr zu leisten, lediglich *„die alt' gewöhnliche Verehrung"*, worunter ein *„Fischessen"* zu verstehen war, das *„so ungefähr ainen Dukaten oder Kronen wert sey"*.[20]

Fertigerrechte	
1530–1540:	46
1565–1580:	56
1585–1620:	35
1650–1700:	34
1704–1718:	35
Um 1800:	30 mit insgesamt 279 Beschäftigten

Fertigerrechte im Lauf der Jahrhunderte.

Es lag bei den landesfürstlichen Amtleuten, ob sich die Kooperation mit den Fertigern mehr oder weniger gut gestaltete; auch von daher ist verständlich, dass man bei der k. k. Hofkammer eher auf eine Verminderung als auf eine Erhöhung der Salzfertigerstellen bedacht war. Überwachung und Kontrolle waren so leichter zu organisieren. Natürlich variierte die Anzahl der Fertigerrechte auch nach ökonomischen und politischen Verhältnissen (siehe Tabelle).[21]

Fertigerordnung – Reformationslibelle

Im Jahr 1514 ergeht von Kaiser Maximilian I. an den Salzamtmann in Gmunden der Auftrag, die „Jungkherrenrechte" (entsprechend jenen der Burgleute und „Pfannhausstätten") beim

[17] Ebenda, S. 302.
[18] Ebenda, S. 303.
[19] Ebenda, S. 303.
[20] Ref. Libell (3.), Reformierte Ortnung des Saltzwesens zu Gmundten/Hallstatt/Ischl/und Ebensee. Angefangen Anno 1655 und Beendet im Jahr 1656. Gedruckt zu Wienn in Österreich/bey Matthaeo Cosmerovio/Röm: Kays:Mayest:Hoff Buchdrucker. Im 1656. Jahr, (Eingeführt: 1659), S. 342.
[21] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 313.

„Salzsieden zu Hallstatt" einzulösen. Damit erreichte der Landesherr die volle Verfügung über die Produktion der Saline Hallstatt, wenn man von dem erst 1563 eingelösten „Jungkherrenrecht" des Klosters Neuberg absieht.[22]

König Ferdinand, später Kaiser Ferdinand I., hatte die Reformen des Salzwesens weiter vorangetrieben. Die Libelle (lat. *libellus* = Büchlein, Urkunde in Buchform) zur Erneuerung des „Gmundnerischen Salzwesens" sind die umfassendste Kodifikation, Gesetzessammlung hierzu insgesamt. Sie umschließen den Salzbergbau, den Pfannhausbetrieb (das Salzsieden), den Salzhandel, das Wald- und Forstwesen und die Kammergutverwaltung auf sachlicher wie auf personeller Ebene. Als Instrument landesfürstlicher Wirtschaftslenkung reglementieren die Libelle Erzeugung, Transport und Handel mit dem „weißen Gold", bestimmen die Arbeitswelt eines Gutteils der Bevölkerung und greifen in weite Felder des öffentlichen wie des privaten Lebens ein (Nahrungsmittelversorgung, soziale und religiöse Belange, Polizei-, Gesundheits-, Bau-, Schulwesen etc.). Fast jeder Salzkammergutbewohner, vom kaiserlichen Beamten bis zum Arbeiter, war also mehr oder weniger von der Kammergutverwaltung abhängig. Das *Territorium Salzkammergut* wurde als Eigenherrschaft des Landesfürsten verstanden,[23] und für die Dauer ihrer Gültigkeit (bis zu den Reformen Kaiser Josef II./1783) können die Libelle de facto als „Verfassung" der Region angesehen werden.

Das *erste Reformationslibell*, von Ferdinand 1524 als die Basisnorm der Salzbetriebsregelung erlassen, schrieb nicht zuletzt durch den simultanen Abbau privater Spielräume Änderungen fest, die auch den Fertigerstand massiv berührten.[24] Da manche Fertiger in Hallstatt den eigenen Status anscheinend eher zur Ausschöpfung der damit verbundenen Vorteile bzw. Privilegien nützten und ihre primäre Aufgabe vernachlässigten, wurde angeordnet, dass jene, die *„in Hallstatt sitzen, das Salz aber nicht beim Sieden in Hallstatt lösen und damit handeln"*, binnen Jahresfrist nach Erscheinen des Libells ihre Rechte jeweils an einen Berufskollegen „aus den vier Flecken zu verkaufen haben, der das Salz von der Pfanne in Hallstatt löst und in den Handel bringt". Allen, die dies nicht tun, werde die *„Gerechtigkeit abgetan, eingezogen und gänzlich aufgehoben"*. Den Amtleuten in Gmunden verbot man bei Strafe, „Ungefügigen Fuder in Bestand zu geben oder auszufolgen". Nachdem es vorkam, dass Rechte verstorbener „Bürger" gegen Zins weiterveräußert wurden, mussten die Amtleute „solchen Missbrauch erkunden" und diese Rechte ein-

[22] Rudolf Palme, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der inneralpinen Salzwerke bis zu deren Monopolisierung, Rechtshistorische Reihe, Bd. 25, Frankfurt und Bern 1983, S. 471.

[23] Gerhard Hattinger, Die Ordnungen des oberösterreichischen Salzwesens aus dem 16. und 17. Jahrhundert (1. bis 3. Reformationslibell von 1524, 1563 und 1656), in: J.-C. Hocquct/R. Palme, Hg., Das Salz in der Rechts- und Handelsgeschichte. Internationaler Salzgeschichtekongress 1990 in Hall i.T., Kongressakten, Schwaz 1991, S. 343.

[24] Carl Schraml, Die Entwicklung des oberösterreichischen Salzbergbaues im 16. und 17. Jahrhundert, in: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, 83. Band, Linz 1930, S. 173.

ziehen.[25] Den „Bürgern" von Gmunden bestätigte Ferdinand die Befugnis zum Bezug von jährlich 150 Pfund an Fudern Salz aus Hallstatt. Das Quantum wurde später auf 190 Pfund Fuder erhöht. Weiters wurde den Hallstätter „Bürgern" der jährliche Bezug von 50, jenen aus Lauffen und Ischl ein solcher von je 32 Pfund Fuder vom „Sieden zu Hallstatt" zuerkannt.[26]

Das *zweite Reformationslibell*[27] (1563) ordnet u. a. an, dass aus einem Fuder Salz zehn „klaine khüfln" gefüllt und in die Ladstätten unter der Enns verführt werden sollen. Als Ladstätten für die „Kleinen Küfel" wurden Enns, Spitz, Tulln, Hollenburg, Klosterneuburg, Ybbs, Melk, Stein, Traismauer und Korneuburg festgelegt. Die „Küfelmaut in Gmunden" und die Kosten für den Fuderbezug waren ab nun mit einem Teil des mitgeführten Küfelsalzes, „Amtsalz" genannt, beim landesfürstlichen Salzamt Wien zu bezahlen.[28] Für die *„Bemühung und Gefahr"*, als Ausgleich für das unternehmerische Risiko, sprach man den Fertigern extra einen „Fertigerlohn" zu, dessen Höhe sich an der in den Ladstätten abgelieferten Pfundmenge orientierte.[29] Neu geregelt wurde auch das „Wesen am Stadl", d. h. die Zusammenarbeit mit dem „Stadlamt" und den Schiffsleuten in Lambach.[30] (In Stadl, dem heutigen Stadl-Paura, mussten die von Gmunden kommenden Zillen wegen der geringeren Wassertiefe im folgenden Flusslaufabschnitt entladen und Küfel bis zum Weitertransport zwischengelagert werden.) An die Fertiger aus den „oberen drei Flecken" erging die Weisung, das Holz zur Küfelerzeugung und zum Bau von Schiffen für die „Fuderfuhr" aus dem Gebiet des „Wolfganger Landls" zu nehmen, damit die *„näheren, Ihrer Mayestät Wälder"* geschont blieben.[31]

Im *dritten Reformationslibell* definiert eine von Ferdinand III. erlassene „Fertiger Instruktion und Ordnung", „wie sich alle Salzfertiger zu Gmunden und den obrigen dreien Flecken mit Beschlag und Ausführung (Transport) der kleinen Küfel verhalten sollen".[32/33] Das Paket an Vorschriften (neue Preise für das Material zum Küfel- und zum Schiffbau,

---

25 Anton Dicklberger, Systematische Geschichte der Salinen Oberösterreichs in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte der benachbarten zur nämlichen Salzformation gehörigen steyermärkischen, salzburgischen, tyrolischen und baierischen Salinen, Bd. II, Bad Ischl 1817, Blg. 71.

26 Gerhard Hattinger, Die Salzfertiger des oberösterreichisch-habsburgischen Salzwesens (14. bis 19. Jahrhundert), in: Journal of salt-history, Jahrbuch für Salzgeschichte, Hall in Tirol 1996, S. 150.

27 Ref. Libell (2.), Reformierte Ordnung des Saltzwesens zu Gmundten und Haallstat. Aufgericht im 1563. Jan, Gedruckt zu Wien in Österreich durch Michael Zimmermann.

28 Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 315.

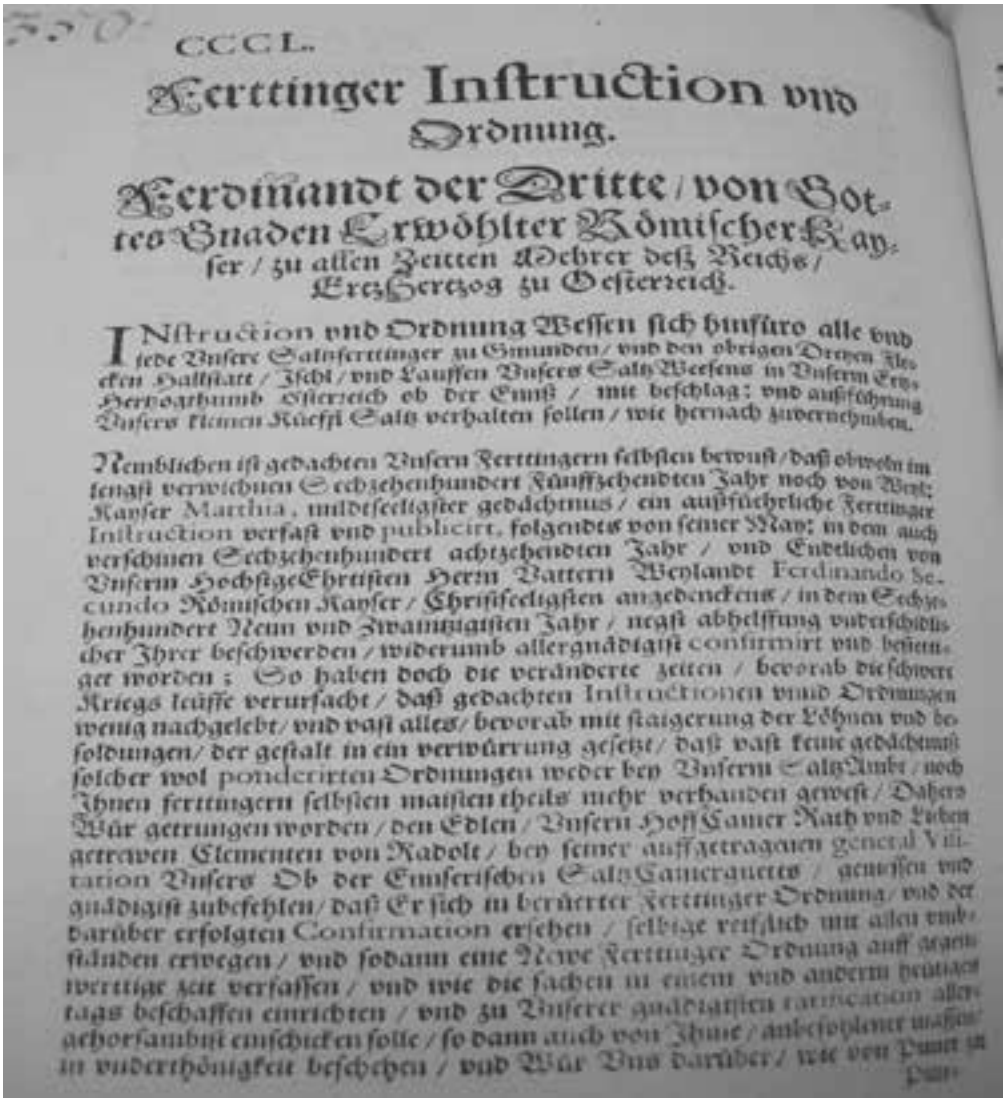
29 Ebenda, S. 314.

30 Gerhard Hattinger, Die Salzfertiger des oberösterreichisch-habsburgischen Salzwesens (14. bis 19. Jahrhundert), in: Journal of salt-history, Jahrbuch für Salzgeschichte, Hall in Tirol 1996, S. 152.

31 Ebenda, S. 154.

32 Ref. Libell (3.), Reformierte Ortnung des Saltzwesens zu Gmundten/Hallstatt/Ischl/und Ebensee. Angefangen Anno 1655 und Beendet im Jahr 1656. Gedruckt zu Wienn in Österreich/bey Matthaeo Cosmerovio/Röm: Kays:Mayest:Hoff Buchdrucker. Im 1656. Jahr, (Eingeführt: 1659), Folio 350–402.

33 Gerhard Hattinger, Die Ordnungen des oberösterreichischen Salzwesens aus dem 16. und 17. Jahrhundert (1. bis 3. Reformationslibell von 1524, 1563 und 1656), in: J.-C. Hocquct/R. Palme, Hg., Das Salz in der Rechts- und Handelsgeschichte. Internationaler Salzgeschichtekongress 1990 in Hall i. T., Kongressakten, Schwaz 1991, S. 347



CCCL.

Ferttinger Instruction vnd Ordnung.

Ferdinandt der Dritte / von Gottes Gnaden Erwöhlter Römischer Kayser / zu allen Zeitten Mehrer deß Reichs / Ertz Hertzog zu Oesterreich.

INstruction vnd Ordnung Wessen sich hinfüro alle vnd jede Vnsere Saltzferttinger zu Gmunden / vnd den obrigen Dreyen Flecken Hallstatt / Ischl / vnd Lauffen Vnsers Saltz Weesens in Vnserm Ertz-Hertzogthumb Oesterreich ob der Ennß / mit beschlag; vnd außführung Vnsers kleinen Küeffl Saltz verhalten sollen / wie hernach zuvernehmben.

Nemblichen ist gedachten Vnsern Ferttingern selbsten bewust / daß obwohl im lengst verwichnen Sechzehenhundert Fünffzehendten Jahr noch von Weyl: Kayser Matthia, mildtseeligster gedächtnus / ein außführliche Ferttinger Instruction verfast vnd publicirt, folgendts von seiner May: in dem auch verschinen Sechzehenhundert achtzehendten Jahr / vnd Endtlichen von Vnserm HochstgeEhrtisten Herrn Vattern Weylandt Ferdinando Secundo Römischen Kayser / Christseeligsten angedenckens / in dem Sechzehenhundert Neun vnd Zwaintzigisten Jahr / negst abhelffung vnderschidlicher Ihrer beschwerden / widerumb allergnädigist confirmirt vnd bestettiget worden; So haben doch die veränderte zeiten / bevorab die schwere Kriegs leüffe verursacht / daß gedachten Instructionen vnnd Ordnungen wenig nachgelebt / vnd vast alles / bevorab mit staigerung der Löhnen vnd besoldungen / der gestalt in ein verwürrung gesetzt / daß vast keine gedächtnuß solcher wol ponderirten Ordnungen weder bey Vnserm SaltzAmbt / noch Ihnen ferttingern selbsten maisten theils mehr verhanden gewest / Dahero Wür getrungen worden / den Edlen / Vnsern HoffCamer Rath vnd Lieben getrewen Clementen von Radolt / bey seiner auffgetragenen general Visitation Vnsers Ob der Ennserischen SaltzCamerguetts / geniessen vnd gnädigist zubefehlen / daß Er sich in berüerter Ferttinger Ordnung / vnd der darüber erfolgten Confirmation ersehen / selbige reifflich mit allen vmbständen erwegen / vnd sodann eine Newe Ferttinger Ordnung auff gegenwerttige zeit verfassen / vnd wie die sachen in einem vnd anderm heutigen tags beschaffen einrichten / vnd zu Vnserer gnädigisten ratification allergehorsambist einschicken solle / so dann auch von Ihme / anbefohlener massen in vnderthönigkeit beschehen / vnd Wür Vns darüber / wie von Punct zu Punct

Drittes Reformationslibell 1656, Fertigerordnung.

Verhinderung des gegenseitigen Abwerbens von Personal, straffere Kündigungszeitenregelung, etc.)[34] verringerte Freiräume z. T. abermals.

Es gehörte mit zu den Agenden des Salzamtes, die nach dem geschätzten Jahresumsatz vorausberechnete Küfelmenge gerecht unter den Salzfertigern aufzuteilen und ihnen deren Bestim-

[34] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 316.

mungsplätze anzuweisen.[35] Begleitete ein Fertiger seine Schiffe nicht selbst, übernahm dies der „Ausrichter". Er hatte das Salz in den Ladstätten an Traun bzw. Donau zu veräußern und den Erlös an seinen Herren abzuführen. Im 17. Jahrhundert erhielt ein „Ausrichter" je nach Fahrtdauer und Schiffgröße fünf bis acht Gulden. Zusätzlich konnte er von der Fracht 60 Stück Salzküfel auf eigene Rechnung verkaufen. Ein mitfahrender „Unterknecht" erhielt für die Reise zwei Gulden 120 Pfennig, außerdem pro Tag noch 96 Pfennig.[36] Der vorerwähnte, extra gewährte „Fertigerlohn" für die „Bemühung und Gefahr" belief sich bei einer „Siebner Zille" (Ladung ca. 21 t) auf 270, bei einer „Sechser Zille" (Ladung ca. 17 t) auf 210 Gulden.[37] Bis ins 17. Jahrhundert hinein durfte man für jedes verrechnete Pfund Küfelsalz 24 Küfel unentgeltlich mehr mit verladen, um daraus die obligaten Abgaben in den Ladstätten und auf der Fahrt zu bestreiten. Den beim Löschen der Ladungen beschäftigten Hilfsarbeitern mussten die Fertiger damals nach alter Gewohnheit noch *„eine ziemliche Suppe und einen Trank"* als Zehrung reichen.

Alle auf der Fahrt belastenden Nebenauslagen für „Verehrungen" und „Zustände" wurden eingangs des 18. Jahrhunderts abgeschafft. Die Hofkammer übernahm die Kosten des Zillengegentriebs und unterstützte die Fertiger durch Zuschüsse für die Instandhaltung der Betriebsräume und andere Aufwendungen. Außerdem durften die Fertiger für jedes Pfund abgelieferte Küfel 38 Kreuzer aufrechnen, als Vergütung für die Übernachtungskosten in Gmunden, am Stadl bei Lambach und in den oberen Märkten, für die Wasserbleibmiete, Zillenwässerung und die Zilleneinstellung über den Winter sowie für Schiffreparaturen.[38]

Die von allem Küfelsalz zu leistende Transportabgabe – „Große Maut" oder „Wassermaut", ursprünglich drei Gulden pro Pfund Küfel, somit von jedem Salzküfel 3 Pfennig – unterlag hingegen einer ständigen Steigerung. 1717 hatte die Kleinküfelmaut das Zweiunddreißigfache der ursprünglichen Höhe erreicht![39]

„Umarbeitung" des Salzes

Ihre Fuder bezogen die Fertiger wie gesagt direkt „am Stock" in Hallstatt, später auch von den Salinen bzw. Sudwerken in Ischl und Ebensee, ab deren Eröffnung (Ischl 1571, Ebensee 1607) die Zuteilung je nach angemeldetem Bedarf freigegeben wurde. Die Fuder wurden in die Wohnhäuser der Fertiger verbracht, wo man sie in den „Salzkellern, Werk- und Behaltstätten" (Stoßstätten, Küfelladen) einlagerte, zu losem Salz zerkleinerte und dieses im letzten Arbeitsgang abfüllte. Die Stoßstätten in Hallstatt, Lauffen und Ischl waren überwölbte, nicht übermäßig große, spärlich belichtete Räume; gute Fußböden, verglaste

[35] Ebenda, S. 311.
[36] Ebenda, S. 316.
[37] Ebenda, S. 312.
[38] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 313.
[39] Franz Hufnagl, Die Kammergutverwaltung im Bezirk Gmunden in ihrer geschichtlichen Entwicklung, unveröffentlichte jur. Dissertation, Universität Salzburg, Salzburg 1996, S. 156.

Salzkeller in Lauffen.

Fenster und solide Türen sollten das Salz vor dem Eindringen feuchter Luft schützen.[40]

Zuerst musste der „Fuderhacker", er stand wie die „Salzstößer" und die Küfelbeschlager unmittelbar im Dienst der Fertiger,[41] die Fuder mit langstieligen Äxten zerhacken („niederhacken"), sodann die „Knollen" mit dem Holzschlägel fein zerkleinern und das Salz auf einen Haufen schaufeln. Die „Stößer" oder „Küfelanstößer" befüllten die Küfel, wonach das Salz mittels „Stößel" festgestampft wurde. (Von Reinlichkeit und Sauberkeit konnte dabei nicht immer die Rede sein; 1633 z. B. entdeckte der Visitationskommissär Radolt aus Wien „eine Stoßstätte gleich neben dem Pferdestall" und beobachtete die Einfüllung verschmutzten Boden- und Kehrsalzes in die Küfel). Das Verschließen der Behälter – die Menge der aus einem Fuder abzufüllenden Küfel wurde später von zehn auf neun reduziert, ein Küfel fasste damit ungefähr 12 Pfund – und die Zurichtung des dafür vorgesehenen Holzes oblagen dem „B'schlager". Für das Zerkleinern der Salzfuder erhielt der „Fuderhacker" vom Pfund Küfel (240 Stück) 120 Pfennig in Barem, für die „Kost" 72 Pfennig. Das Befüllen, das „Stößen", entlohnte man pro Pfund Küfel mit, ebenfalls bescheidenen, zwölf Pfennig. Diese Arbeit verrichtete für gewöhnlich jeweils eine Frau mit Hilfe eines „Buben" – sie schafften am Tag zusammen sechs Pfund Küfel (1440 Stück!), die tägliche „Kost" für beide belief sich auf 48 Pfennig. Ab Ende des 16. Jahrhunderts beschäftigte ein Fertiger meist bis zu sechs „Buben"; sie mussten die leeren Küfel aufeinanderschlichten („legen"), die Gefäße dem „Stößer" reichen, diese nach dem Befüllen zum „B'schlager" bringen und das Beschlagholz sowie sämtliches Werkzeug in Ordnung halten.[42] Der „Bub" bekam jährlich zwei Anzüge, im Winter einen „von Paurntuech" (Loden) zu 1 Gulden 120 Pfennig, im Sommer einen aus Zwilch (1 Gulden 60 Pfennig). Dazu noch sechs Paar Schuhe á 60 Pfennig und vier Hemden, zwei zu je 60 Pfennig und zwei á 120 Pfennig.[43]

In Krisenzeiten, wenn die Produktion absackte, war die Not der „Fertigerarbeiter" und ihrer Familien häufig sehr groß. Viele Fertiger sahen sich dann oft außerstande, Lohnfortzahlungen zu leisten, da sie selbst verschuldet waren. Auch in solchen Fällen zeigte sich die Hofkammer praktisch immer zur Hilfe

[40] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 305.

[41] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 226.

[42] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 305.

[43] Ebenda, S. 310.

Arbeit der „Fuderhacker", „Stößer" und „B'schlager".

bereit. Die „Fertigerarbeiter" erhielten meist eine einmalige außerordentliche „*Gnad*", die verheirateten vier, die ledigen zwei, die weiblichen Fuderhacker und Fuderstößer einen Gulden.

Die durch die Fertiger als Dienstgeber festgesetzten Löhne – Norma von 1780 – erfuhren in der Folge keine Änderung, die späteren Teuerungszulagen wurden den Küfelarbeitern jedoch in der gleichen Höhe zuteil wie dem Salzamtpersonal.[44] Nur in der Krankenfürsorge bestand ein wesentlicher Unterschied. Vor der Norma von 1780 hatten die Fertiger ihre Arbeiter, wenn sie erkrankten oder sich verletzt hatten, in den ersten drei bis vier Wochen gänzlich aus eigener Tasche zu entlohnen, erst bei längerem Ausfallen konnten sie beim Salzamt einen Beitrag ansprechen. Nach 1780 genossen die Küfler zwar dieselbe freie Kur und das Krankengeld wie die kaiserlichen Arbeiter, die Fertiger mussten für Arztkosten und die „Feierzeitvergütung" (Krankengeld) aber jeweils zur Hälfte aufkommen. (Bereits 1758 hatte die Bankdeputation altersbedingt dienstunfähig gewordenen Küflern und Beschlagern einen bescheidenen „Provisionszutrag" von jährlich 141 Gulden 42 Kreuzern bewilligt. 1813, als sich der Niedergang des Fertigerstandes längst angebahnt hatte, scheint eine Änderung dieser Rentenregelung eingetreten zu sein; es wurden nur noch 50 Prozent der Provision ausbezahlt).[45]

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts waren die Küfelarbeiter Gmundens in einer Zeche, dem „Handwerk der Salzarbeiter", vereinigt. Aufzeichnungen zufolge

[44] Das oö. Salinenwesen von 1750 bis zur Zeit nach den Franzosenkriegen, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. II, Wien 1934, S. 328, 329.

[45] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 311.

gab es auch Mitglieder aus anderen Salzfertigerorten. Für diese Vereinigung wurde im November 1629 eine neue Satzung, „Artikelbrief", mit 17 Punkten geschaffen:[46] Alljährlich hatten die Salzknechte den Tag ihres Schutzpatrons, des hl. Nikolaus (6. Dezember), mit Gottesdienst und Predigt zu feiern, in ihrer Herberge in Gegenwart eines vom Magistrat verordneten Beisitzers (die) zwei Zechmeister zu wählen und dazu eine *„ehrbare, nit überschwängliche Mahlzeit"* einzunehmen. Bei einer Strafe von 1 Pfund Wachs waren sie verpflichtet, die sonn- und festtägigen Gottesdienste zu besuchen und insbesondere an der Fronleichnamsprozession *„mit ihren Stangen und brinnenden Wachskerzen andechtig und embsiglich"* teilzunehmen.

Alle vierzehn Tage fand in der Herberge eine Zusammenkunft statt, wobei jedes verheiratete Mitglied einen Kreuzer, jedes ledige zwei Kreuzer in die Zechlade einzahlen musste. Jedes Mitglied war anzugeloben und hatte dafür eine Gebühr von 52 Kreuzern (Verheiratete) bzw. einem Gulden (Ledige) zu berappen. Mitglieder aus den „oberen Salzflecken" reichten zwei bis drei Gulden. Das Salzamt spendete für das „Handwerk der Salzknechte" jährlich 30 Gulden. Die gegenseitige Kündigungsfrist belief sich auf ein halbes Jahr, als gebräuchlicher „Aufkündtag" galt die Sonnenwende am 21. Juni. Wer das Dienstverhältnis vor dieser Zeit heimlich oder offen zu lösen trachtete, der wurde durch den landesfürstlichen Salzamtmann streng bestraft, meist sogar mit Gefängnis. Fertiger, die sich hier schuldig machten, mussten eine Geldbuße von 20 Reichsthalern (= 41 fl. 20 kr.) entrichten.[47]

Subunternehmer: Die Kufermeister

Die mit der Küfelproduktion verantwortlich betrauten Kufermeister („Kufer") waren selbstständige Subunternehmer, keine Angestellten, und wurden von den Fertigern unter laufend erneuerte Verträge genommen. Sie hatten bei 72 Pfennig Geldstrafe allwöchentlich ein bestimmtes Kontingent an Küfeln, die *„Wochenküfel"*, zu liefern,[48] die Fertiger wiederum durften ihren Jahresbedarf jeweils nur bei den ortsansässigen Meistern bestellen. Das Kufergewerbe war in allen vier Hauptorten des Kammergutes beheimatet, jeder Ort hatte seine eigene Handwerksordnung, die der Gmundner Kufermeister reichte zumindest bis 1547, die der Lauffener bis vor 1416 zurück.

Der Inhalt dieser Kuferordnungen war überall ähnlich.[49] Die Leitung der Zeche des „Küfelmacherhandwerks" lag bei zwei Zechmeistern, die jährlich am Lichtmesstag, 2. Februar, gewählt wurden. Schutzheilige waren die zwölf Apostel, deren Feiertag (15. Juli) man besonders beging. Wer mindestens ein Jahr bei einem Kufermeister gearbeitet hatte, „ehrbar und tauglich" war und ein „anliegendes Gut" (Haus) besaß, der konnte selber die Meisterwürde erlangen. Bei der Aufnahme eines jungen Meisters – stets zu Weihnachten – gab es in der

[46] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 305.

[47] Ebenda, S. 306.

[48] Ebenda, S. 309.

[49] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 312.

„Kleuzer" bei ihrem Tagwerk.

Herberge eine Zehrung, wobei die alten Meister an einem eigenen Tisch saßen.[50]

Die Produktion der Küfel unterlag einer strengen Aufgaben- und Arbeitsteilung. Die schon im Wald ausgesuchten, astfreien und leicht spaltbaren Kufenscheiter wurden den Fertigern vom Waldmeister zugewiesen, der sie den Kufermeistern ausfolgte. In deren Werkstätten unterschied man Messer (Kontrollorgane) und Arbeiter oder Knechte, auch „Werkleute" genannt. Die Knechte gruppierten sich in die „Kleuzer", die das Holz für die einzelnen Kufenteile in passender Stärke bzw. Form spalteten („kleuzten") und schnitten, in die eigentlichen Küfelmacher, welche die Küfel zusammensetzen, und in die Reifbinder oder die Reifbinderinnen, denn zur Anfertigung der Holzreifen, des „Bundwerks", setzte man durchwegs Frauen ein.[51]

Das 1 Fuß (31, 6 cm hohe) Küfel besaß einen kreisrunden Querschnitt, der sich nach unten allmählich verjüngte und am Boden einen Durchmesser von 4½ Zoll (12 cm) hatte. Die Seitenteile, „Taufeln", wurden durch Holzreifen aus Haselnuss zusammengehalten, waren fünf bis sechs Millimeter stark und an ihrem oberen Ende 13,5 Zentimeter, an ihrem unteren acht Zentimeter breit. Durch Einlegen in warmes Wasser aufgeweicht, konnten sie in der Längsachse beliebig gebogen werden. Dadurch erhielt das Küfel seine gerundete Seitenfläche. Der Boden bestand aus zwei halbkreisförmigen Brettchen, die kreuzweise übereinander gelegt von oben her in das Küfel eingepresst wurden. Den Deckel bildeten fünf Bestandteile, von denen drei Brettchen, „die Gern", direkt auf das Salz gepresst und durch die „Spange" und „Überreiden" niedergehalten wurden. Das ganze Küfel wurde durch vier Reifen, die ebenfalls alle eigene Namen hatten, zusammengehalten. Jeder dieser

[50] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 308.

[51] Ebenda, S. 307.

Zusammensetzung der Küfel.

Reifen wurde wiederum durch Weidenrutenbänder („Pauschbänder") zusammengehalten und mit hölzernen „Zwecken" oder Nägeln fixiert.[52]

Die „Fertigerraittung"

Die Verrechnung zwischen Salzamt und Salzfertigern, die „Fertigerraittung", kurz „Fertigerraitt", fand halbjährlich zur Sonnenwende und zu Weihnachten in Gmunden statt. Jeder Fertiger bekam nach genauer Abrechnung seinen „Raittzettel" ausgehändigt, welcher die persönliche „Amtsschuld", deren Begleichung oder eine allfällige Restschuld auswies.[53]

Ohne eigenes Zutun in finanzielle Nöte geratenen Standesmitgliedern kam die Hofkammer jedoch grundsätzlich entgegen – schon allein deshalb, weil sie an der Erhaltung einer leistungsfähigen Fertigerschaft vitales Interesse hatte. 1638 etwa, als andauerndes Regenwetter jede Schiffahrt für lange Zeit lahmgelegt hatte, erließ sie ihnen die Hälfte der aufgelaufenen Gesamtschuld von 8.000 Gulden. 1666 ersetzte die Hofkammer den Schaden, welchen die Fertiger im Jahr zuvor durch Hochwasser erlitten hatten, ebenfalls zur Hälfte. Eine Einbußenvergütung von 20.000 fl. bewilligte das Salzamt den Fertigern auch angesichts der herben Verluste zur Zeit des Türkenkrieges 1683–1685, und im Teuerungsjahr 1727 gab es Vorschüsse im Ausmaß von 17.500 Gulden.[54] Eine spürbare Erleichterung für sich brachte den Fertigern das im nämlichen Jahr ausgesprochene, erst 1732 wirksam gewordene Verbot der Annahme von „Verehrungen" und anderen „Zuständen" durch die kaiserlichen Beamten in Gmunden

[52] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 309, 310.

[53] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 316.

[54] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 314.

und in den Ladstätten. Noch 1730 waren dem Salzamtmann 450 (!) Gulden an „Fertigerverehrungen" zugeflossen.[55]

Der Weg auf der Traun

Für die Ausfuhr des im Kammergut gewonnenen Salzes war die Traun seit jeher die wichtigste Wasserstraße. Das Hallstätter Salz gelangte über den See nach Steeg, wurde hier umgeladen und in eigenen Zillen auf der „oberen Traun" nach Gmunden geführt. Rossbauern zogen die leeren oder mit Gegenfracht beladenen Schiffe wieder nach Steeg zurück. Von Gmunden, dem Hauptort des Salzhandels, ging die Fahrt weiter auf der „inneren Traun" bis zum Stapel- und Umladeplatz Stadl. Das letzte Umladen („Umtauchen") geschah in Zizlau bei Ebelsberg oder in Enns; größere Fahrzeuge führten das Salz dann auf der Donau stromauf- oder abwärts den jeweiligen Ladstätten zu.[56]

Die Traun war ein fischreiches, ungezähmtes Wildwasser und bereitete der Schifffahrt viele Schwierigkeiten; nicht nur das Hochwasser und der stete Strömungswechsel zerstörten und veränderten die Fahrrinne, auch die Wehranlagen der zahlreichen Mühlen waren unangenehme, oft sogar gefährliche Hindernisse auf dem Weg.[57]

Die von der Natur gesetzten Schranken sollten menschliche Kunst und Tatkraft frühzeitig durchbrechen oder umgehen. Parallel zur Erneuerung der Hallstätter Seeklause (1573) durch Thomas Seeauer wurde die Schifffahrtsrinne bis Ebensee ausgebaut. Nun hatten es die Schiffsleute leichter, den „Wilden Lauffen" durch die Floßgasse zu passieren. Die seit dem 13. Jahrhundert existierende Winde wurde ebenfalls erneuert. Sie scheint nicht nur für den Gegenzug gebraucht worden zu sein, sondern ebenso zum Hinunterlassen der Salzschiffe durch die Floßgasse.[58]

Schon im 14. Jahrhundert wurde auch der Traunfall bei Roitham schiffbar gemacht. Die Wasserbauten mit dem bis heute bestehenden Fahrkanal hatte Thomas Seeauer 1552 wesentlich verbessert; der Kanal ist 396 Meter lang und an der engsten Stelle 4,8 Meter breit.[59]

Die Einbauten an der oberen Traun dienten, wie die Uferverbauung, ausschließlich der Schifffahrt. Mittels der Hallstätter Seeklause (seit 1511) regulierte der „Klausmeister" den Abfluss so, dass bei Bedarf genügend Überwasser vorhanden war, um den beladenen Zillen die passende Tauchtiefe zu bieten.[60] Ihrerseits von großer Bedeutung waren die Schleusen und Wehranlagen am Ausfluss der Traun aus dem Traunsee; es sollte zum einen bei geschlossenen Schleusen oder „Klausen" der Wasserabfluss allein über die Wehrkrone möglich sein, die Aufstauung bei niederschlagsarmen Zeiten also das nötige Fahrwasser

[55] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 315.

[56] Ebenda, S. 238.

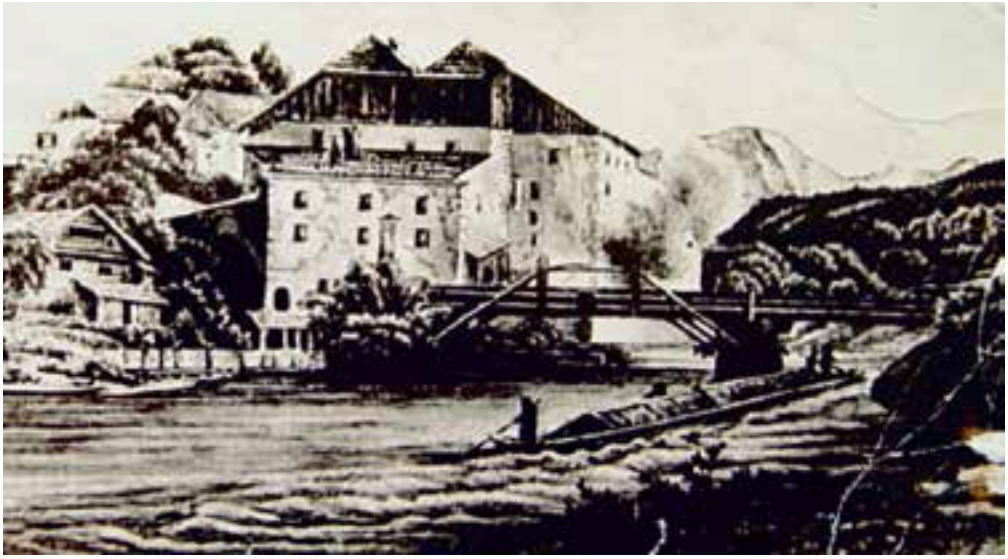
[57] Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952, S. 476.

[58] Friedrich Kienast, Hg., Heimatbuch des Salzmarktes Lauffen, des ältesten Marktes im inneren Salzkammergut, o. J., S. 30, 31.

[59] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 262.

[60] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 245.

Modell der ehemaligen Salzstadel mit Nikolaus-Kirche und Schifferturm in Stadl-Paura.



„Wilder Lauffen" um 1720.

bringen, zum anderen (bei Hochwasser) der Wasserspiegel gesenkt werden. Die erste Seeklause wurde 1629 errichtet, und – da sie sich trotz vieler Anfeindungen bestens bewährte – 1649 zur „Haupt- oder Salzklaus" erweitert. Insgesamt errichtete man bis 1812 drei Schleusenstufen, die vom Klausmeister überwacht wurden. Den Salzfertigern war es damit möglich, die Ware auch bei Niedrigwasser nach Lambach und weiter bis nach Zizlau zu transportieren.[61]

[61] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 266–268.

Traunfall um 1649.

Schiffswerker und ihre Fahrzeuge

Sehr bald schon hatte der Salzhandel den Schiffbau im Kammergut heimisch werden lassen. Einen besonderen Boom erlebte dieser Erwerbszweig im 17. Jahrhundert, als die kaiserlichen Truppen für ihren Kampf in Ungarn und gegen die Türken en gros Schiffe brauchten. Deren Anfertigung blieb zumeist Sache der privaten Schiffswerker, die sich im Kammergut wie im Alpenvorland überall dort ansiedelten, wo größere Waldungen in der Nähe lagen. 1688 gab es (außer jenen in Hallstatt, Weißenbach und Gosau) noch 49 Schiffbauer im Bezirk von Ischl, 64 am Traunee, 57 in der Wolfganger Gegend und 13 am Abersee.[62]

Die für den Salztransport eingesetzten Spezialschiffe, je nach Beladung (Salz-)Zillen, „Kobel", „Salzkobel", „Naufahrten" oder „Fuderzillen", gliederte man in Vierer-, Fünfer-, Sechser-, Siebner-, Achter-, Neuner- und Zehnerzillen, abgekürzt Viererl, Fünferl, Sechserin, Siebnerin, Achterin, Neunerin und Zehnerin. Konkret gehen diese Bezeichnungen darauf zurück, dass der Schiffboden aus vier, fünf, sechs usw. Bodenhölzern zusammengefügt wurde, deren Breite einen Fuß ausmachte. Die Benennungen blieben auch späterhin gebräuchlich, obwohl sich die Maßverhältnisse oft änderten.

Die Salzfertiger benützten Sechserinnen und vor allem Siebnerinnen, die bis Wien fuhren.[63]

Siebner Zillen hatten in der Länge 17 Klafter zwei Fuß bis 18 Klafter (29,26 m –30,35 m). Die Betauchung (= Schiffsladung) beträgt bis zum Stadl 16–17 und

[62] Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952, S. 247.

[63] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 270.

Wasserung einer „Siebnerin", 1900.

bei der „äußeren Traun" 11–12 Pfund Küfel, das sind 530 bzw. 370 Wiener Zentner (29,68 t bzw. 20,72 t). Sechser Zillen sind kleiner, 15 Klafter fünf Fuß bis 16 Klafter (26,78 m–26,98 m) lang und ebenfalls zur Küfelabfuhr eingerichtet. Sie werden bis zum Stadl mit 12 bis 13 Pfund (400 Wr. Zentner = 22,4 t) und auf der „äußeren Traun" mit 8 bis 10 Pfund (300 Wr. Zentner = 16,81 t) beladen.[64]

Die Verschiffung der nackten Fuder von Hallstatt nach Gmunden war ursprünglich den Hallstätter „Bürgern" vorbehalten. Sie besoldeten dazu eigene Fuderführer,[65] die sich aber im 16. oder 17. Jahrhundert unabhängig machten und die Fahrt bis 1743 auf eigene Rechnung besorgten. Nach Entstehung der Pfannhäuser in Ischl und Ebensee besaßen auch diese Orte ihre Fuderführer oder einen „Urfahrmeister", wie er in Ischl hieß.[66] Von Ebensee wurde über den Traunsee bis zur „Ansetz" – etwa auf halber Höhe des Ostufers – gerudert. Pferde zogen die Schiffe bis Weyer, das letzte Stück wurde wieder gerudert. Die Schiffsleute traten unverzüglich den Retourweg an, übersetzten den See und gingen zu Fuß nach Steeg zurück, um am nächsten Tag ein neues Schiff zu übernehmen.[67]

---

[64] Rupert Stummer u. Thomas Nussbumer, Hg., Salzkammerguts Lexicon. Handschriftliche Urversion verfasst von Hofrat Gigant 1768/1769, handschriftlich neu verfasst von Hofrat Ing. C. Schraml, als Salzkammergut Lexikon 1936, Salzburg 2007, S. 159.

[65] Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952, S. 492.

[66] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 259.

[67] Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952, S. 493.

Seeklause in Gmunden um 1900.

Die Abwicklung des Küfeltransports auf der Strecke von Gmunden bis Stadl bei Lambach fiel den Gmundner Schiffsleuten zu, die genauso per pedes zurückkehren mussten, und zwar auf dem sogenannten „Schiffleutweg". Nach dem Umladen in Stadl wurden die Zillen von den Stadlinger Schiffern nach Zizlau oder Enns/Enghagen an die Donau geführt. (Für den, wiederum sofortigen, Retourweg nützten diese die vom Stift Lambach seit alters her bereitgestellte *„Heidfuhr"*; mit drei Pferdegespannen ging's von Marchtrenk über die Welser Heide, daher der Name, zurück nach Lambach. An der Transportvereinbarung des Salzamtes mit dem Kloster änderte sich bis zum Ende der Salzschifffahrt auf der Traun nichts.)[68] In Enghagen standen die Ennser Schiffsleute für die Weiterfahrt bis hinab nach Wien bereit. Den Anspruch der Ennser auf das alleinige Fahrrecht hatten die Fertiger übrigens bereits 1547 gebrochen; wurden innerhalb von drei Tagen keine Schiffe aus Enns beigestellt, konnten sie mit den eigenen Leuten weiterfahren.

Jeder Schiffer erhielt für eine von Enghagen nach Wien abgeführte Zille vier Gulden 30 Kreuzer (lag die Ladstätte oberhalb Wiens, drei Gulden 30 Kreuzer) und musste sich „gegen Kost und Trunk" auch für die Gegenfuhr zur Verfügung stellen.[69]

Schiffsleute im Fertigerdienst wie die Stadlinger oder die Zizlauer waren „nicht vollberechtigte" kaiserliche Arbeiter und vom Hofkornbezug ausgeschlossen, dennoch nahm das Salzamt Einfluss auf ihre Aufnahme, Entlohnung

[68] Alois Berndorfer, Das Salztransportamt am Stadl und seine Bedeutung für den oberösterreichischen Salzhandel, unveröffentliche Dissertation, Universität Innsbruck 1948, S. 153.

[69] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 260.

etc. In Notfällen griff das Amt arbeitsunfähigen Schiffsleuten finanziell unter die Arme und gewährte ihnen Provisionen, Brenn- und Nutzholz zu verbilligten Preisen sowie Winterhilfsgeld.[70]

Mit der Verpachtung der Salztransporte an auswärtige Unternehmer wie an die Prager Firma Lämel & Sohn (1825) wurden die Schiffsleute entlassen, bildeten eine Privatgesellschaft, die „Schiffleutcompagnie", und offerierten den neuen Pächtern, später den Freihändlern, ihre Dienste. Durch den Bau der Pferdeeisenbahn von Gmunden nach Linz zerrann ab 1835 auch diese Arbeitsmöglichkeit.[71]

Der Gegentrieb

Maximilian I. hatte schon 1509 angeordnet, die Salzzillen zwecks Einsparung von Schiffbauholz ins Kammergut zurückzubringen und auf ihnen Lebensmittel heranzuschaffen. Mannigfache Widerstände der Flussanrainer, Fischer und wohl auch der Fertiger verzögerten die Ausführung dieses Vorhabens, das erst unter Ferdinand I. realisiert wurde.[72]

Die technischen Probleme der Gegenfahrt, hauptsächlich bedingt durch die ungenügende Breite des Flussgerinnes, die eine Begegnung mit den Salzzillen gefahrvoll machte, waren bis 1590 gemeistert. Von da an ging es rasch vorwärts, und bereits 1616 war die Absicht gereift, alle Salzschiffe, auch jene, die nicht mit Getreide und Wein beladen waren, im regelmäßigen Gegentrieb zurückzuführen.[73] Die Schiffe wurden von privaten Kleinunternehmern, Bauern der Umgebung, mit Pferden flussaufwärts gezogen. Sie hießen daher – in der untersten Etappe – „Rossbauern", auch „Traunreiter", während man die, die von Stadl bis Gmunden verkehrten, „Fallbauern" nannte.[74]

Zu jedem Traunzug – ein Gegentrieb setzte sich aus zwei mit fünf bis sechs Pferden bespannten Zillen zusammen – gehörten ein Vorreiter, ein „Mitterreiter", ein „Afterreiter", ein „Schalnreiter" und noch ein „Aufleger", die Lenkung besorgte der „Fürtaucher" oder „Sößstaller". Am ersten Tag kam der Zug (von Zizlau) bis Wels, wozu es 11 oder 12 Stunden brauchte, am zweiten Tag wurde in fünf bis sechs Stunden Stadl erreicht.[75] Auf der Strecke von Stadl bis Gmunden, wo die Traun reißender und durch Schleusen unterbrochen war, gestaltete sich die „Bergfahrt" ungleich schwieriger und gefährlicher. Besonders die Auffahrt durch den Schifffahrtskanal am Traunfall war wegen des starken Gefälles heikel. Zum Passieren des Fallkanals benötigte man neun Pferde, und es bedurfte großer Geschicklichkeit und Erfahrung, die Schiffe heil über alle

[70] Ebenda, S. 261.

[71] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 290.

[72] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 263.

[73] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 264.

[74] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 292.

[75] Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952, S. 497.

Traunzug bei Lambach, Lithografie.

diese Hindernisse zu schleppen.[76] Von Gmunden wurden die Zillen, leer oder mit Lebensmitteln beladen, nach Ebensee und von dort durch die Rossbauern nach Steeg zurückgebracht.[77]

Der Gegentrieb schluckte viel Geld und hatte für die Fertiger den empfindlichen Nachteil, dass sie – in Enghagen oder Wien – nur noch wenige Schiffe verkaufen konnten. Für die Bewohner des Salzkammerguts war andererseits die Versorgung mit Lebensmitteln und v. a. mit Brotfrucht vordringlich, denn das Kammergut verfügte kaum über erschlossene Ackerböden. In den ersten Anfängen des Salzwesens hatte die fruchtbare Hofmark – an der Traunstrecke zwischen Gmunden und Lambach bis hinüber zur Krems – das nötige Getreide geliefert. Aus der Hofmark durfte Korn sonst nirgendwohin gebracht werden. Die Erträge aus diesem Gebiet deckten jedoch schon im 16. Jahrhundert den Kammergutbedarf nicht mehr, und bereits 1631 befahl der Kaiser die Einfuhr von Getreide aus Niederösterreich. Trotz zusätzlicher Mautgebühren hielt sich der Kostenaufwand hiefür in Grenzen, seitdem die Fertiger das Korn als Gegenfracht auf der Traun nach Gmunden führten. Von hier wurde es im Gegentrieb ins innere Kammergut geliefert und in den einzelnen Orten in den Hofkästen gelagert.[78] (Ende des 17. Jahrhunderts nahm die Getreideeinfuhr aus Niederösterreich nochmals stark zu; die Fertiger kauften ganze Massen auf und brachten diese, durch einen Freipass der

[76] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 265.

[77] Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952, S. 493.

[78] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 437.

Hofkammer gedeckt, zoll-, maut- und aufschlagfrei nach Gmunden.)[79]

Als nach 1870 die Straßen- und die Eisenbahnverbindung ins Kammergut gewährleistet war, besiegelte dies auch das Ende des Gegentriebs.

Die Landestellen – Ladstätten

Zu Zeiten des kaiserlichen Salzhandels hatten die anzulaufenden Ladstätten die stets gleiche Verwaltung mit dem „Mautner" als Leiter, dem „Gegenhandler" als Kontrollor, dem „Einfüllschreiber", Zillenhüter und den Salzknechten. Die Bereitstellung von Schiffen mit weniger Tiefgang und von Stapelplatz für die Zwischenlagerung der Küfel war Hauptaufgabe des „Stadl-Amts" an der Landesstelle Stadl.[80] Zizlau bei Ebelsberg, Schlusspunkt der Traunfahrt, diente bloß als Anlegestelle auf dem weiteren Weg des „weißen Goldes" über die Donau.

Als Eingangspunkt nach dem Oberen Mühlviertel fungierte die Donauladstätte Ottensheim, Anlaufstationen für den Salzhandel nach Böhmen waren Linz und, in zweiter Linie, Mauthausen. Gegen den Widerstand der Stadt Enns war den Fertigern bei Enghagen, dem natürlichen Hafen am Zusammenfluss zwischen Lorchbach und Donau, die Errichtung einer eigenen Ladstätte gelungen, sodass die Schiffe fortan direkt die Donau abwärts weiterfahren konnten. Dieser Umschlagplatz spielte eine ähnliche Rolle wie Stadl bei Lambach; man schuf hier ein „Salzbeförderungsamt", welches den Fertigerhandel zu überwachen hatte.

Von den Ladstätten – das beamtete Personal wurde unmittelbar von der Zentralstelle in Wien ernannt[81] – auf niederösterreichischem Boden fielen jene in Ybbs, Melk und Spitz in den Verwaltungsbereich des Gmundner Salzamtes, während die unterhalb gelegenen (Persenbeug, Hollenburg, Weitenegg, Stein, St. Johann, Traismauer, Tulln, Klosterneuburg und Korneuburg) dem Salzamt zu Wien unterstanden.[82]

Vom Fortschritt überrollt

Im 18. Jahrhundert wurde das oberösterreichisch-habsburgische Salzwesen von tiefgreifenden Umwälzungen erfasst. Fortschrittliche Produktions-, Verpackungs-, und Organisationsformen markierten unübersehbar den Beginn der neuen Ära. Als Ersatz für die seit 1515 ausschließlich zur Versorgung Böhmens hergestellten „großen Kufen" kamen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschiedene Fassdimensionen (Zentner-, Halbzentner- und Zweizentnerfassel) frisch auf den Markt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts folgte u. a. die Einführung des Verkaufsschlagers *„Füderlsalz"*; in variabeln Bestellgrößen (15 bis 24 kg) z. T. lose, unverpackt abgesetzt, senkte es die Kosten des handelbaren Endprodukts gegenüber dem „Kleinen Küfel" und zugleich den Holz-

[79] Ebenda, S. 439.

[80] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 277.

[81] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 289.

[82] Ebenda, S. 330.

bedarf für das gesamte Salinenwesen.[83] Die Aufnahme der Füderlsalzerzeugung (1768) bewirkte postwendend rapide Absatzeinbrüche beim Küfelsalz, welches den Fertigern zur Herstellung und Ablieferung allein noch verblieben war.

Drohende Schatten waren auf die Berufsgruppe bereits 1747 gefallen, und zwar mit einem Grundsatzbeschluss zur Aufhebung ihrer Rechte. (Dass die Durchsetzung dieses Entscheids dann noch Dezennien auf sich warten ließ, beruhte allem voran auf der starken vertraglichen Abgesichertheit des Fertigerstandes und wohl erst in zweiter Linie auf sozialer Rücksichtnahme.) Nach 1750 blieb die Anzahl der Fertigerrechte so weit stabil und erfuhr auch durch die Hofkammerresolution von 1805, welche der Salzfertigung den Charakter eines „auf den Hausbesitz radizierten bürgerlichen Gewerbes" zumaß, keine wesentliche Veränderung.[84] 1775 verordnete die k. k. Hofkammer allerdings den Zusammenschluss der Fertiger zu einer „Fertigerkompagnie", die – unter je einem Geschäftsführer – auf gemeinsame Rechnung zu wirtschaften hatte. Der Zusammenschluss brachte eine gewisse Effizienzsteigerung, schränkte den Entfaltungsspielraum des einzelnen Fertigers aber dramatisch ein. Dadurch, und mit dem ebenfalls 1775 verfügten Entzug des Salztransports auf Traun und Donau, wurde das „Aus" für diesen freien Unternehmerstand definitiv eingeläutet. Selbsttätig Geschäfte zu machen und dafür das Risiko zu tragen, war den Fertigern fürderhin nicht mehr möglich. Im Prinzip waren sie nun Salzamt-Angestellte, die noch einige Lohnarbeiter beschäftigten.[85] Das Schiffsgeschirr wurde ihnen abgelöst, für den Verdienstentgang erhielten sie eine jährliche „Sustention" von 300 fl. C. M. zuzüglich 50 fl. C. M. „Hauszins" und „Hausunterhaltsbeitrag". Weiters wurde verfügt, dass die Fertigerrechte mit Bewilligung der Hofkammer verkauft, verschenkt oder nach dem Tod der Inhaber samt den Sustentionsbezügen auf Hinterbliebene übergehen konnten.[86]

Die „Umarbeitung" der Fuder auf „Kleinküfelsalz" durch die Fertiger geschah jetzt auf Amtskosten gegen Verrechnung durch die „Fertigercompagnien". Die Verfrachtung und den Verkauf des Salzes übernahm das Ärar in eigener Regie durch die neu errichtete „k. k. Kleinküfel-Verrechnungskassa". Hiefür hatte man 1778 eine „Küfelerzeugungs- und Abfuhrnorma" verfasst und nach zweijähriger Probezeit in Kraft gesetzt. Diese regelte u. a. die Entlohnung der Küfelarbeiter und die Einkünfte der Fertiger aus der Küfelherstellung. Auch waren darin die Produktionsmengen je „Fertigercompagnie" in Hallstatt, Ischl, Lauffen und Gmunden sowie die Anzahl der Fertiger und jene der erforderlichen Arbeiter festgelegt.[87]

---

[83] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932, S. 319.

[84] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen von 1750 bis zur Zeit nach den Franzosenkriegen, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. II, Wien 1934, S. 317.

[85] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 333.

[86] Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952, S. 152.

[87] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen von 1750 bis zur Zeit nach den Franzosenkriegen, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. II, Wien 1934, S. 325.

Insgesamt gab es im Salzkammergut ausgangs des 18. Jahrhundert noch 30 Fertigungen mit 274 Beschäftigten. Per anno waren 4800 Pfund Küfel als Produktionsziel veranschlagt, eine Quote, die nach der Jahrhundertwende nicht mehr gehalten werden konnte. Sie fiel auf ein Drittel und darunter, um 1843 gänzlich auszulaufen.[88] Die gravierende Änderung der Verhältnisse betraf auch die Arbeiter; man unterstellte sie dem Salinenärar.

1824 wurde für Österreich ob und unter der Enns mit kaiserlicher Entschließung der Salzfreihandel verfügt. Jedermann konnte nun Salz aus dem „k. k. Hauptverschleißamte" beziehen und weiter verkaufen, wovon Gmundens Bürger und vor allem die dortigen sechs Salzfertiger Gebrauch machten, die es kurzzeitig wieder mit der Salzverführung zu Wasser versuchten. 1844 wurde die Salzküfelerzeugung eingestellt, 1846 die Ablösung der „obderennsischen" Salzfertigungen angekündigt, wogegen sich die Fertiger insbesondere wegen der viel zu geringen Ablösungsbeträge – umsonst – zur Wehr setzten. Die unwiderrufliche Löschung des Dienstverbandes aller Salzfertiger und die Einstellung ihrer Bezüge und „Verrichtungen" erfolgten 1849, immerhin wurde jedem Einzelnen noch eine Ablösungssumme von 3.000 fl. C. M. bewilligt. Die erforderlichen Schritte wurden rasch abgewickelt und waren 1851 vollzogen.[89]

So endete, im Sog von Industrialisierung und technisch-struktureller Innovation, die gut fünfhundertjährige Geschichte der Salzfertiger und damit auch jene des „Kleinen Küfels", einer der ältesten Handelsformen verpackten Salzes.

Resümee

Dafür, dass sich dieser Stand überhaupt so lange gehalten hat, gibt es mehrere Gründe. Das Salzkammergut war der oberösterreichischen Landesverwaltung gegenüber durch Jahrhunderte völlig autonom und hatte gleichsam seine eigene Verfassung, die Reformationslibelle. Das und die – auch Schutz bedeutende – Abhängigkeit vom Hofamt in Wien sicherten den überwiegend im Salzwesen beschäftigten Bewohnern, neben dem hohen Grad ihrer beruflichen Spezialisierung, eine Art von Bevorzugtheit. Nicht zuletzt mochte eine gewisse soziale Rücksichtnahme auf die Salzfertiger und ihre Produktionsprobleme zu deren Überleben bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beigetragen haben. – Indem er sie der neu geschaffenen „obderennsischen" Regierung in Linz unterstellte, hat Joseph II. die Kammergutverwaltung 1783 aus der alten Selbstständigkeit herausgelöst und ihren Sonderstatus weitgehend aufgehoben. Durch die Freigabe des Salzhandels wurde dieser Prozess dann fortgesetzt und vollendet.

Mit den Salzfertigern ist eine Unternehmerschicht verschwunden, die sich über Epochen hinweg als wichtiges, zentrales Glied des landesfürstlichen Salzwesens erwiesen und bewährt hat. Die Fertiger stellten im Salzkammergut einen anerkannten, geachteten Bevölkerungsteil und zählten in allen „vier Flecken" zu den Repräsentanten des Bürgertums. Ihr Andenken bewahrt nicht nur das Stadt-

[88] Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen von 1818 bis zum Ende des Salzamtes im Jahre 1850, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. III, Wien 1936, S. 314.

[89] Ebenda, S. 314, 317, 318.

wappen Gmundens, sondern ebenso eine nach ihnen benannte Gasse in der Traunseestadt. Die meisten ihrer Häuser – sehr viele hatten es zu Wohlstand gebracht – sind noch in den Grundfesten vorhanden, manche wurden revitalisiert. In Kirchen und an Kirchenmauern zeugen Epitaphe vom „Stand der Salzfertiger". Allein vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sind 111 Vertreter dieser Berufsgruppe nachgewiesen – ein weites Feld auch der Familiengeschichte.

Nachsatz: Die sozioökonomischen Lebensumstände der Salzfertiger, ihrer Handwerker und Schiffsleute, konnten in diesem Beitrag lediglich marginal Berücksichtigung finden. Etliche Themen und Fragen sind offen geblieben. Auf welche Tätigkeiten verlegten sich die Fertiger nach dem Ausscheiden aus ihrem Metier? Versuchten sie sich im freien Salzhandel wie z. B. die letzten sechs Gmundner Salzfertiger, fanden sie Beschäftigung im Salinenwesen oder übersiedelten sie in neue gewerbliche Sparten? Alles das und manches andere muss einer weiteren Arbeit vorbehalten bleiben.

Geld- und Gewichtsmaße[90]

Geld:

1 Pfund Pfennig oder 1 Gulden (fl.) = 8 Schilling (ß) = 60 Kreuzer (kr.) = 240 Pfennig (d).

1 fl. C. M. = 1 fl. Conventionsmünze. Ab 12. Jänner 1754 trat in Österreich anstelle der rheinischen Währung die Conventionsmünze in Kraft. 1 fl. C. M. hatte nach wie vor 60 Kreuzer zu je vier Pfennig.

Gewicht:

1 Wiener Zentner = 56 kg = 100 Pfund zu je 0,56 kg.

1 Pfund zu 0,56 kg = 2 halbe Pfund zu je 16 Loth.

Pfund als Zählmaß:

1 Pfund Fuder = 240 Stück Fuder im Gewicht von je 100 bis 115 Pfund.

1 Pfund Küfel = 8 Schilling Küfel = 240 Stück Küfel.

Abbildungsverzeichnis

„Pfiesel" mit den zum Dörren eingelagerten, kegelstumpfförmigen Salz-Fudern: Thomas Helmut und Ewald Hiebl, in: Verein „Freunde der Salzburger Geschichte", Hg., Salz im Wandel. Ökonomische Alternative zur Halleiner Salzproduktion im 19. Jahrhundert, Salzburg 1992, S. 232.

Das „kleine Küfel": Rupert Stummer u. Thomas Nussbaumer, Hg., Salzkammerguts Lexicon. Handschriftliche Urversion verfasst von Hofrat Gigant 1768/1769, handschriftlich neu verfasst von Hofrat Ing. C. Schraml, als Salzkammergut Lexikon 1936, Salzburg 2007, S. 57.

Fertigerrechte im Lauf der Jahrhunderte: Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens Bd. 1, Wien 1932.

Drittes Reformationlibell 1656, Fertigerordnung: Ref. Libell (3.), Reformierte Ortnung des Saltzwesens zu Gmundten/Hallstatt/Ischl/und Ebensee, Wien 1656.

Salzkeller in Lauffen. Foto: Friedrich Kienast, Lauffen.

Arbeit der „Fuderhacker", „Stößer" und „B´schlager": Alexander Savel, Salzfertiger, in: Traunspiegel 14. Jg., Folge 139/Mai 2008.

„Kleuzer" bei ihrem Tagwerk: Thomas Helmut und Ewald Hiebl, in: Verein „Freunde der Salzburger Geschichte", Hg., Salz im Wandel. Ökonomische Alternative zur Halleiner Salzproduktion im 19. Jahrhundert, Salzburg 1992.

Zusammensetzung der Küfel: Thomas Helmut und Ewald Hiebl, in: Verein „Freunde der Salzburger Geschichte", Hg., Salz im Wandel. Ökonomische Alternative zur Halleiner Salzproduktion im 19. Jahrhundert, Salzburg 1992.

Modell der ehemaligen Salzstadel mit Nikolaus-Kirche und Schifferturm in Stadl-Paura: Karin Baur,

[90] Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898, S. 233, 238.

Die Geographie der Salzschifffahrt auf der Traun, Salzburg 1981, Anhang.

„Wilder Lauffen" um 1720: Friedrich Kienast, Hg., Heimatbuch des Salzmarktes Lauffen, des ältesten Marktes im inneren Salzkammergut, o. J.

Traunfall um 1649: Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. II, Gmunden 1898.

Wasserung einer „Siebnerin", 1900: Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. II, Linz 1952, Bild 70.

Seeklause in Gmunden um 1900: Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952, Bild 47.

Traunzug bei Lambach, Lithographie: Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952, Bild 112.

Literatur

Karin Baur, Die Geographie der Salzschifffahrt auf der Traun, unveröffentlichte phil. Diplomarbeit, Universität Salzburg, Salzburg 1981.

Alois Berndorfer, Das Salztransportamt am Stadl und seine Bedeutung für den oberösterreichischen Salzhandel, unveröffentlichte Dissertation, Universität Innsbruck 1948.

Anton Dicklberger, Systematische Geschichte der Salinen Oberösterreichs in Verbindung mit der allgemeinen Geschichte der benachbarten zur nämlichen Salzformation gehörigen steyermärkischen, salzburgischen, tyrolischen und baierischen Salinen, Bd. I und II, Bad Ischl 1817.

Gerhard Hattinger, Die Ordnungen des oberösterreichischen Salzwesens aus dem 16. und 17. Jahrhundert (1. bis 3. Reformationslibell von 1524, 1563 und 1656), in: J.-C. Hocquct/R. Palme, Hg., Das Salz in der Rechts- und Handelsgeschichte. Internationaler Salzgeschichtekongress 1990 in Hall i. T., Kongressakten, Schwaz 1991.

Gerhard Hattinger, Die Salzfertiger des oberösterreichisch-habsburgischen Salzwesens (14. bis 19. Jahrhundert), in: Journal of salt-history, Jahrbuch für Salzgeschichte, Hall in Tirol 1996.

Franz Hufnagl, Die Kammergutverwaltung im Bezirk Gmunden in ihrer geschichtlichen Entwicklung, unveröffentlichte jur. Dissertation, Universität Salzburg, Salzburg 1996.

Franz Hufnagl, Die landesfürstliche Stadt Gmunden als Sitz der Kammergutverwaltung. Die Stadt im Spannungsfeld mit den Habsburgern und deren Salzamtmänner, unveröffentlichte phil. Dissertation, Universität Salzburg, Salzburg 1999.

Ferdinand Krackowizer, Geschichte der Stadt Gmunden in Oberösterreich, Bd. I + Bd. II, Gmunden 1898.

Friedrich Morton, Vorarbeiten zu einer Geschichte Hallstatts. VI. Der Kampf der Salzfertiger vor dem Ende, in: Heimatgaue 12. Jg. 1931, Linz 1931.

Ernst Neweklowsky, Die Schiffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau, Bd. I, Linz 1952.

Oberösterreichisches Landesarchiv (OÖLA, OÖUB V), Urkundenbuch des Landes ob der Enns, S. 39. NR. 40, 41.

Rudolf Palme, Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der inneralpinen Salzwerke bis zu deren Monopolisierung, Rechtshistorische Reihe, Bd. 25, Frankfurt und Bern 1983.

Ref. Libell (2.), Reformierte Ordnung des Saltzwesens zu Gmundten und Haallstat. Aufgericht im 1563. Jan, Gedruckt zu Wien in Österreich durch Michael Zimmermann.

Ref. Libell (3.), Reformierte Ortnung des Saltzwesens zu Gmundten/Hallstatt/Ischl/und Ebensee. Angefangen Anno 1655 und Beendet im Jahr 1656. Gedruckt zu Wien in Österreich/bey Matthaeo Cosmerovio/Röm:Kays:Mayest:Hoff Buchdrucker. Im 1656. Jahr, (Eingeführt: 1659).

Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen vom Beginne des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. I, Wien 1932.

Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen von 1750 bis zur Zeit nach den Franzosenkriegen, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. II, Wien 1934.

Carl Schraml, Das oberösterreichische Salinenwesen von 1818 bis zum Ende des Salzamtes im Jahre 1850, Studien zur Geschichte des österr. Salinenwesens, Bd. III, Wien 1936.

Carl Schraml, Die Entwicklung des oberösterreichischen Salzbergbaues im 16. und 17. Jahrhundert, in: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, 83. Band, Linz 1930.

Heinrich Srbik, Studien zur Geschichte des österreichischen Salzwesens, Innsbruck 1917.

Rupert Stummer u. Thomas Nussbaumer, Hg., Salzkammerguts Lexicon. Handschriftliche Urversion verfasst von Hofrat Gigant 1768/1769, handschriftlich neu verfasst von Hofrat Ing. C. Schraml, als Salzkammergut Lexikon 1936, Salzburg 2007.

Leopold Widerhofer, Geschichte des oberösterreichischen Salzwesens von 1282 bis 1656, Wien 1907.

Alois Zauner, Die bürgerlichen Siedlungen im oberösterreichischen Salzkammergut bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in: Herbert Knittler, Hg., Wirtschafts- und sozialhistorische Beiträge. Festschrift für Alfred Hoffmann zum 75. Geburtstag, Wien 1979.

Kurt W. Zeller, Die Fürstenzimmer, in: Salzburger Landesausstellungen, Hg., Salz, Salzburg 1994, S. 175–240.

„Kryptoprotestantismus“ als Delikt: aufgerollt am Beispiel eines gerichtlichen Familienstreits 1765

Von Hans Kalchmair

Nach dem von Erzbischof Leopold Adam v. Firmian (1679–1744) in Salzburg am 31. Oktober 1731 erlassenen Emigrationspatent erlebten etwa 15 000 evangelische Untertanen, vorwiegend Bauern, das harte Los der Vertreibung aus dem Fürstbistum. Zuflucht mit der Möglichkeit zu freier Religionsausübung fanden die Betroffenen hauptsächlich in Ostpreußen, aber auch in Holland und Amerika (hauptsächlich in den dortigen Bundesstaaten Georgia und Pennsylvania). Einzelne waren in das benachbarte und ebenfalls von Evangelischen bereits „durchseuchte“ Salzkammergut geflüchtet. Um ein weiteres Übergreifen der „unkatholischen“ Religion auf die habsburgischen Erblande zu verhindern, befahl Kaiser Karl VI. die Pässe mit Militär zu besetzen, umherziehende Händler und ihre Waren zu kontrollieren und evangelische Bücher zu beschlagnahmen. Eine Rückwanderung von meist über die freie Reichsgrafschaft Ortenburg nach Regensburg emigrierten Evangelischen, wo eine Unterstützung durch das Corpus evangelicorum (die Vertretung der protestantischen Konfession auf dem Immerwährenden Reichstag) zu erwarten war, sollte *wegen Verführung deren Unterthanen zur Religion der Augspurgischen Bekantnus und Verleittung zur migration aus darobigen Land*[1] möglichst hintangehalten werden.

Nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens, der das Ende des 30-jährigen Krieges herbeigeführt hatte und in seinen Auflagen für Protestanten deren freie Emigration binnen einer Frist von drei Jahren vorschrieb, versuchte man nun die „Irrgläubigen“ innerhalb der eigenen Erblande umzusiedeln, in Bereiche wie Ungarn, Schlesien oder Siebenbürgen, wo bereits 1691 von Kaiser Leopold I. neben dem römisch-katholischen das reformierte und das unitarische Bekenntnis öffentlich-rechtlich anerkannt worden waren. Von 1731 bis 1737 kam es so zu einer starken Transmigration insbesondere aus dem Salzkammergut nach Siebenbürgen in Orte wie Neppendorf, Großpold und Grossau. Auch unter der Tochter und Nachfolgerin Karl VI., Maria Theresia, die den Besitz des einzig wahren Glaubens als unverzichtbaren Bestandteil individueller Wohlfahrt und sich selbst als oberste Schutzfrau der katholischen Kirche betrachtete, fand noch in den Jahren 1752 bis 1755 eine Zwangsumsiedlung von mehr als 3 000 sich als evangelisch bekennenden Untertanen aus dem Land ob der Enns nach Siebenbürgen statt.

Heimlich der evangelischen Religion anhängende Personen wurden von den weltlichen oder auch geistlichen Behör-

[1] 9. Dezember 1733. Brief Kaiser Karls VI. an den Landeshauptmann ob der Enns Christoph Wilhelm Graf von Thürheim. OÖLA, Archiv der Landeshauptmannschaft. Religionsakten 1713–1734. Schachtel 64.

den nach Kräften ausgeforscht, wobei man ihnen u. a. den Besitz verbotener Bücher, Missachtung der Fastengebote und die Verweigerung von Sakramenten vorwarf.

Mit dem Beginn des dritten Schlesischen Krieges, des sogenannten Siebenjährigen Krieges (1756–1763), kam es aus dem Land ob der Enns,[2] abgesehen von einzelnen Nachzüglerfamilien bis 1774,[3] zu keinen größeren Transmigrationen mehr. Dennoch zogen das öffentliche evangelische Bekenntnis und der „Kryptoprotestantismus" hierzulande auch in den folgenden Jahren noch ernste strafrechtliche Konsequenzen nach sich. Die Obrigkeit sah darin ein Vergehen, das z. B. öffentliche Bestrafung oder noch immer die Zwangsaussiedlung zur Folge haben konnte. Aus den Jahren 1778 bis 1780 sind mehrere Fälle dokumentiert, in denen Personen vorwiegend wegen des Besitzes lutherischer Bücher zu Geldstrafen oder zur „öffentlichen Arbeit in Eisen" verurteilt wurden.[4]

Dass diese Anschuldigung mitunter sogar als Mittel zur Austragung familiärer Streitigkeiten eingesetzt wurden, zeigt das nachstehend geschilderte Beispiel der Denunziation eines vom Gericht letztlich als unschuldig befundenen Wartbergers durch einen nahen Verwandten.

Am 22. März 1765 kam es bei der Herrschaft Pernstein zu einer Klage von Johann Georg Gebeshuber, Auszügler auf dem der Herrschaft Piberbach untertänigen Beindlhof[5] in Strienzing, Pfarre Wartberg an der Krems, gegen Wolfgang Weyrmayr, Besitzer am Karlhof[6] und Untertan der Herrschaft Pernstein. Dieser lebte nicht nur in derselben Pfarre, sondern war pikanterweise auch der Schwiegervater von J. G. Gebeshubers Sohn; Anna Maria Weyrmayr, Tochter des Geklagten, hatte (gemäß Heiratsvertrag vom 10. Juni 1761) Mathias Gebeshuber, Filius des Klägers, geehelicht und war dadurch Mitbesitzerin am Beindlhof geworden.[7] Bald darauf dürfte es zu jenem ernsten familiären Zerwürfnis gekommen sein, das schließlich vor die Schranken des Gerichts, d. h., zu dem in den Verhörprotokollen der Herrschaft Pernstein festgehaltenen Prozess führte.[8]

Aus den Akten bzw. der Anklageschrift geht hervor, dass der Karlmair (Wolfgang Weyrmayr) noch im Herbst 1761 bei der geistlichen wie auch bei der weltlichen Obrigkeit verschiedene schwere Anschuldigungen gegen den Schwiegervater seiner Tochter vorgebracht und diesen bezichtigt hatte, dem lutherischen Glauben anzuhängen, lutherische Bücher zu besitzen, die Fastengebote zu missachten und dgl. Hinzu kam der Vorwurf, der Beindlmair (J. G. Gebeshuber) hätte Dienstboten gegen die Schwiegertochter aufgehetzt und Anna Maria zum Verlassen des Hofes gedrängt. Die daraufhin von der Herrschaft Piberbach verfügte Hausdurchsu-

---

2 Dagegen fanden in der Steiermark 1773 bis 1776 noch große Umsiedelungen nach Siebenbürgen statt. Ebda. S. 319.

3 Erich Buchinger, Die „Landler" in Siebenbürgen, S. 254.

4 Leopold Temmel. Evangelisch in Oberösterreich, S. 75.

5 Beindlmairgut oder Beindlhof, Strienzing 10, mit Beindlmairmühle, Strienzing 9, Pfarre und Gemeinde Wartberg a. d. Krems.

6 Karlhof oder Karlmayrgut, Ortschaft Strienzing 5.

7 LA Herrschaft Piberbach., Briefprotokolle S. 738 und 739.

8 LGA P 133 Verhörprotokolle bei der Kremsmünsterischen Herrschaft Pernstein anno 1764–1781.

chung mit Beschlagnahme „verdächtiger" Bücher und auch die vom Pfarrer angeordnete längere Observierung von Gebeshubers religiösem Verhalten (mit der Beobachtung betraut wurde der örtliche Totengräber!) ließen keinen Zweifel am Gewicht der Beschuldigungen aufkommen.

Die Zwietracht zwischen den beiden Familien war auch der Öffentlichkeit nicht verborgen geblieben und bildete ein allgemeines, großes Ärgernis. Nachdem seine wiederholten Bemühungen um einen gütlichen Ausgleich gescheitert waren und der Karlmair die Bezichtigungen hartnäckig aufrechterhielt, sah der Beindlmair im Gang zum Kadi den einzigen Weg, die seiner Darstellung nach haltlosen Vorwürfe zu entkräften. Von dem Prozess, zu dem ihm der mittlerweile ebenfalls von seiner Unschuld überzeugte Pfarrer zuletzt sogar persönlich geraten hatte, erhoffte sich Gebeshuber zugleich die Beilegung des Familienzwistes und eine endgültige Aussöhnung – gerade auch, wie er sagte, angesichts der bevorstehenden Fastenzeit und Osterbeichte.

Die Schwiegertochter hatte zum Zeitpunkt der Klage den Beindlhof verlassen und war vorübergehend in ihr Elternhaus zurückgekehrt. Vermutlich hatte ein Streit der jungen Bäuerin mit dem Schwiegervater den eigentlichen Kern des Zerwürfnisses gebildet, weniger eine Feindschaft zwischen den übrigen Familienmitgliedern und schon gar nicht zwischen den beiden Eheleuten, denn laut Taufbuch der Pfarre Wartberg setzten Mathias und Anna Maria Gebeshuber sage und schreibe elf Kinder in die Welt, deren erstes noch vor dem Prozess geboren worden war; das zweite kam bald darauf im April 1766.[9] Unmittelbar nach dem Gerichtsverfahren, das mit einem vollen Sieg des Klägers endete, dürfte die junge Bäuerin auch wieder zu ihrem Mann in den Beindlhof zurückgekehrt sein. Über die Rolle der Schwiegermutter in dieser Auseinandersetzung (zusammen mit ihrem Gatten war sie während der oben erwähnten Hausdurchsuchung von den mit Gewehren bewaffneten Gerichtsdienern und scharfen Hunden bewacht worden!) geben die Gerichtsakten keine Auskunft.

Die Verhandlung – bestehend aus der Einvernahme beider Parteien, der Urteilsfindung und dem Bescheid des Gerichtes – führte nicht nur zur völligen Rehabilitierung J. G. Gebeshubers, sondern endete mit einem glatten Schuldspruch des Beklagten, der sich – unter Strafandrohung für den Wiederholungsfall – wegen seiner Aussagen und Anwürfe vor den Verwandten, den Gerichtsbeamten und den Amtsleuten der Herrschaft Piberbach öffentlich, mit Handschlag, beim Kläger entschuldigen musste.

Der wahre Hintergrund des Streites ist mit allerletzter Sicherheit nicht mehr zu eruieren. War es wirklich, wie am ehesten annehmbar, eine private, häusliche Auseinandersetzung oder Unverträglichkeit zwischen dem Beindlmair und der Schwiegertochter? Hatte Anna Maria ihren Vater als Denunzianten eingespannt? Spielten andere Faktoren mit? Gab es doch gewisse, stichhaltige Gründe für die erhobenen Vorwürfe, die sich dann vor Gericht nicht beweisen ließen?

Da einzelne Prozessakt-Passagen den Verlauf des Verhandlungsgesche-

[9] Für die Mitteilung dieser Daten dankt der Autor Dr. Paul Aman, Wartberg.

Anfangsteil des Prozessaktes.

hens nur unzureichend wiedergeben und der Originalwortlaut interessanter erscheint, sei er hier trotz teils erschwerter sprachlicher Nachvollziehbarkeit angeschlossen.

Verhör

Welche auf die von Johann Georg Geberßhueber Auszüglern am Paindlhof unter der Löblichen Herrschaft Piberbach als Klägern an ainen, dann seines Sohnes des dermahligen Paindlmayrs Schwigervattern Wolfgang Weyrmayr am Kärlhof, hiesig Pernstainischen Unterthann, als Beklagten anderen Theils wegen der von dem Beklagten ihme Klägern vor albereiths dritthalb Jahren angethanen Bezüchtigung, und sowohl bey seinen vorgesezt Geistlichen, als auch weltlichen Obrigkeit wircklich beschehenen Anklagung, als ob er unerlaubt Lutherische Bücher hätte, und der Lutherischen Religion beygethann seyn solle, zu Dilgung der zwischen bederseiths dahero entstandenen und bis anhero zu allen Leithen Ergernuß unter ihnen als nächsten Anverwandten fürdaurenden Feindschaft verabfasset worden. So beschehen den 22ten Martiy 765.

Klag

Kläger gibet gehorsamst zu vernehmen, wasmassen

1mo der Beklagte ihme Klägern bey Seiner Hochwürden Herrn Pfarrern zu

Wartberg[10] als seiner vorgesezten geistlichen Obrigkeit als einen Kezer angeklaget, folgsam auch verursachet, daß selber seinen Todengraber anbefohlen auf ihme Klägern ein obwachtsammes Aug zu haben, und zu sehen, ob er fleißig zur Mess und Predig in die Kirche gehe, und wie er Kläger überhaubt in der Kirchen sich auffihre und verhalte, und ist ihme Klägern dises um so schmerzlicher gefahlen, weillen er geglaubet, daß der Beklagte als seines Sohnes und nunmehrigen Paindlmayrs Schwigervatter villmehr seine Ehre und guten Nahmen schüzen würde, alleinig dises alles ware nit genueg, der Beklagte habe ihme so gar

2do bey seiner vorgesezt weltlichen Obrigkeit zu Piberbach angeklaget, als ob er eine Küsten voll mit Kezerischen Büchern von dem Paindl Hof hinweg, und in die Mühl auf das genaueste untersuchen möchte, und weillen dem Beklagten sogleich aller Glauben beygemessen, so habe /:titl:/ Herr Verwalter zu Piberbach als seine vorgesezte Obrigkeit den Anbietter, Diener und 2 Landhueber mit ober, und untergewähr in instanti abgeordnet, als selbe auch in Paindlhof gekommen, so gleich seinen Sohn, ihme Kläger und seine Ehewirthin als ob sie Diebs Leuth wären, mit 2 grossen Hunden verwachet, und keines von dannen gehen lassen, worauf selbe den Hof und die Mühl von den untersten Keller, bis auf den obersten Boden, Truchen und Kästen, Böthstroh, Stadl und Steihl auf das sorgfältigste durchsuechet, ohngeacht all angewandter Miehe aber ein mehrers nit als 10 Bücher, welche /:titl:/ Herrn Hofrichtern zu Kremsminster als Religions Commissario, von welchen er um eines, doch unwissend was es für ein Buch seye, einen Ducaten empfangen, überliferet worden, vorgefunden, welche er bis auf 2 Bücher, welche /:titl:/ Herrn Pfarrern zu Wartberg behalten, und davon eines wienerische S. Abrahams, das andere Judas der Erzschelm[11] benamset wird, so gleich zurück bekommen, den Wienerischen S. Abraham aber hat er von ungefähr einen Jahr vorgedachten seinen Herrn Pfarrern allererst wider empfangen. Nicht weniger habe der Beklagte

3tio wider ihme fälschlich aufgebracht, als ob er wegen seines Luthertthums eine ordentliche Jährliche Steur von 20 f zur löblichen Herrschaft Piberbach bezahlen müsse, welches doch so wenig in der Wahrheit gegründet, so wenig er Beklagter

4to erweisen wirdet können, daß er seinen Sohn oder vilmehr gedacht seines Sohns entwichenen, und dermahlen bey Ihme Beklagten aufhaltenden Ehewirthin die Dienstleuth aufgehezet, und aus dem Dienst zu gehen beredet habe, und, obschonn der Beklagte ihme Klägern der Ursachen halber bey seiner Obrigkeit verklaget, von verschiedenen löblichen Herrschaften auch die aus dem Dienst getrettenen Dienstbothen hierumen abgehört worden, so habe er Beklagter dennoch iederzeit das Widerspill[12] gehöret, und seine Klag nit erproben können, andurch auch gemacht, daß von seithen der löblichen Herrschaft Piberbach, ihme keine Ausrichtung beschehen.

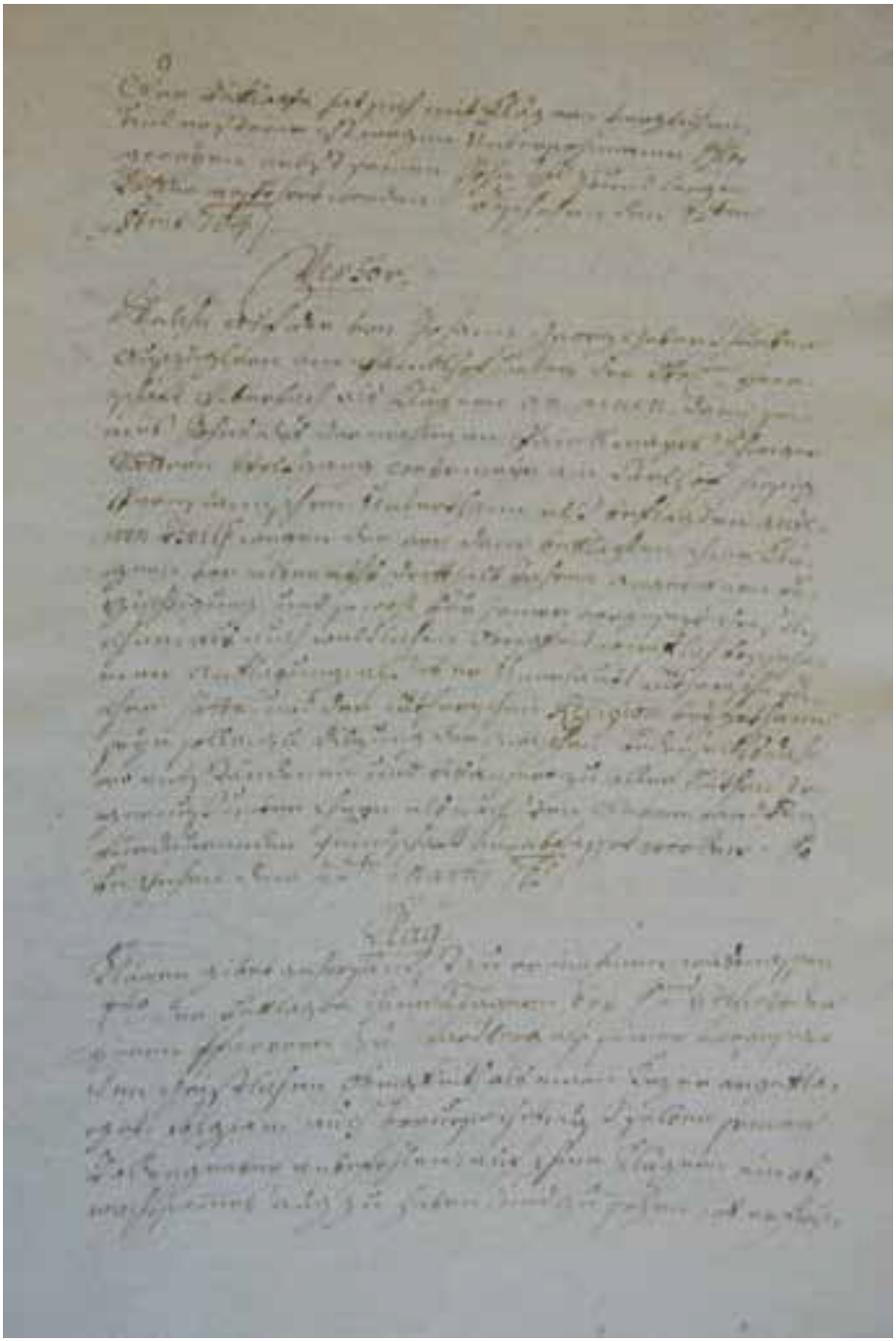
Weillen als er Kläger sowohl von seiner geistlich als weltlichen Obrigkeith

---

[10] P. Bernhard v. Henneberg, Zisterzienser des Stiftes Schlierbach, Pfarrvikar in Wartberg 1748–1771.

[11] Judas der Erzschelm. Predigtsammlung. Wien 1693 oder 1694. Umfangreichstes Werk des Abraham a Sancta Clara.

[12] Gegenteil.



Blatt aus dem mit blasser Tinte geschriebenen Verhörprotokoll.

wegen einen sowohl als den anderen vor Beschuldig erkennet, gedacht sein geistliche Obrigkeit auch ungeacht all gütig und ernstlichen Zuesprechen nit vermögend ist den Beklagten zu einer Christlichen Abtrag und Freundschaft zu bereden, er Kläger hingegen nit will, daß er bey dieser heyl. Fastenzeit anderen zum Ergernus seyn, und bey anruckend heil. österlichen Beicht Zeit mit dem Beklagten noch ferners in Feindschaften stehen solle, sondern vilmehr recht sehnlich wünschet, daß er Kläger mit dem Beklagten widerum versöhnet wird, und mit selben gleichwie vorhin in guter Freind- und Nachbahrschaft leben könne, so bittet er gehorsamst ein löbliches Pfleg Gericht wolle geruhen, ihme Beklagten obrigkeitlich auf zu legen, daß derselbe wegen der ihme angethann Un-Christlichen Unbild und Beleydigung in Beyseyn hiesigen Kanzley Verwandten und Gegenwärtigen Amtleuthen um Verzeychung zu bitten, und firohin mit ihme in guter Freind- und Nachbahrschaft leben, und Christlich sich erzeugen solle.

Antwort

Ad 1mo saget Beklagter daß es eine aufgelegte Unwahrheit seye, ihme Klägern bey titl. Herrn Pfarrer zu Wartberg als einen Kezer und Lutheraner angegeben zu haben, mithin also, weillen gedacht Ihro Hochwürden Herrn Pfarrer auf ihme Klägern durch den Todengraber Achtung geben lassen, solches demeselben zuschreiben müsse.

Pro 2do aber hat die Anklag zu Piberbach seine Richtigkeit und glaube ihme Klägern kein Unrecht gethann zu haben, weillen wircklich Bücher vorgefunden, und naher Kremsminster gebracht worden, von welchen auch Ihro Hochwürden 2 darvon behalten, und wann Just gewesen wären, so wurde er Kläger selbe auch gewis zurück empfangen haben, zudeme habe er auch von seiner Tochter als des Jungen Paindlmayrs Ehewirthin, als selbe aus dem Paindlhof verschaffen worden gehöret, daß selbe Freytag und Samstag auf Anstiften des Klägers hätte von schweinern Schmalz Kochen sollen, mithin er auch glaube, daß seine Anklag mit allen Recht beschehen seye.

3tio aber und was die auf dem Paindlhof haftende Luthersteur betrift, so habe solches Kläger selbsten ausgesaget, mithin also auch so guett seine Richtigkeith haben müsse, so glaublich, und muthmasslich ist, dass

4to er Kläger seiner Tochter die Dienstleuth aufgehezet und selbe aus dem Dienst zu gehen beredet haben wird, und wurde sich ungeacht deme allen doch wegen ain sowohl, als des anderen schon längstens mit ihme Klägern vergliechen haben, wann er zu einen Vergleich und Freindschaft welches er doch vor dermahlen von sich abzulainen, und auf ihme Beklagten zu schieben suechet, zu bereden gewesen wäre, bittet demnach ihme von alle weiteren Anklag frey ledig und los zu sprechen.

Motiva Sententiae

Weillen pro 1mo Ihro Hochwürden Herr Pfarrer zu Wartberg den 19ten Martij anni currentis[13] in Schlierbach in Beyseyn viller anderen zu vernehmen gegeben, wasmassen dieselbe durch den Todengraber über ein Viertl Jahr auf den alten Paindlmayr, als dis ohrtigen Klä-

[13] 19. März des laufenden Jahres.

gern obacht haben geben lassen, und somit von bemelten Todengraber erfahren, und vernehmen müssen, 1. daß er Paindlmayr Sonn und Feyrtag fleissig zur H. Meß und Predig erschienen, den Rosenkranz mit aufgehebten Händen und Ehrnbietigkeit offentlich abgebettet, und wehrunt solcher Zeit hindurch solcher gestalten sich aufgefihret, und verhalten, daß gedacht Ihro Hochwyrden Herr Pfarrer in Gewissen verbunden ihme Paindlmayr von dieser seiner Unchristlichen Inzücht und Beschimpfung als seine vorgesezt Geistliche Obrigkeit frey und ledig zu sprechen, folgsam vor den besten Christen offentlich zu erklähren, weillen aber der beklagte Karlmayr ohngeacht all angewendter Miehe nit dahin zu vermögen seine über dreihalb Jahr albereiths fürthaurend ärgerliche Feindschaft einsmahls abzulegen, und sich mit dem Kläger mitlst Christlicher Abbitt zu verstehen, so haben also eingangs gedacht Ihro Hochwyrden Herrn Pfarrer in Ermanglung der behörigen Zwangs Mitteln von selbsten gebetten, daß von seithen hiesiger Herrschaft als des Beklagten Grundobrigkeit die Klag aufgenohmen und ihme Paindlmayr als einen von seithen der Geistlichen Obrigkeit unschuldig befundenen Theill all Rechtliche Satisfaction verschaffet, und dise ärgerliche Stritt Sach mit behörigen Ernste beygeleget werden möchte und weillen aber auch

2do auf die bey der löblichen Herrschaft Piberbach Ratione deren von dem Kläger aus dem Paindlhof hinweg und in die Mihl gebrachten Lutherischen Bücher beschehene Anklag der ganze Paindlhof und Mihl auf das genaueste durchsuchet, innhalt eines von daraus Sub Dato 10ten Februariy 763 an /:titl:/ Herrn Hofrichter zu Kremsminster qua gnädig ernannten Religions commissarium erlassenen Amtsschreiben ausser denen 10 Stucken gedachter Herr Hofrichter pr 4 fl kauflich abgeleset, und 2 /:titl:/ Herr Pfarrer behalten, hievon auch eines widerumen ihme Klägern zurück gestehlet, nichtes vorgefunden, hiernachst auch

3tio daß er Kläger eine Luthersteur pr 20 fl jährlich zahlen müsse, gemäss des von seithen der löblichen Herrschaft Piberbach an Ihro Hochwyrden Herrn Pfarrern zu Wartberg untern 14ten Xbris 764 aberlassenen Schreiben allerdings widersprochen worden, und endlichen

4to von dem Beklagten nichtrechtlicher Ordnung nach allermassen von verschidenen Obrigkeithen wegen ain so wohl als des anderen ordentliche Aussagen aufgenohmen, und von einen so wenig als den anderen etwas ausgesaget worden erwisen werden können, daß er Kläger der alte Paindlmayr die bei seinen Sohn und dermahligen Paindlmayr geweste Dienstleith aufgehezet und selbe aus dem Dienst zu gehen angelehrnet, noch weniger aber seines Sohnes Ehewirthin als des Beklagten eheleiblichen Tochter Freytag und Samstag von schweinern Schmalz zu kochen angehalten habe, so ist also zu recht erkennet worden, und wird gesprochen.

Bschayd

Herr Beklagter ist schuldig, ihme Klägern in Beyseyn hiesiger Kanzley Verwandten, und deren beygezochenen Amtleithen als Mathiasen Forster Hof- und Andreen Strasser des Lerchischen[14] Amts Amtmann wegen eines sowohl,

[14] Lerchisches Amt, ein Amt der Herrschaft Piberbach.

als des anderen mitls Darreichung der Hand sogleich um Verzeichung zu bitten, und wird anmit zu stets Haltung dises obrigkeitlichen Ausspruchs ein Poenfahl pr 50 Species Thaller, welchen der übertretende Thaill seiner Obrigkeit zu bezahlen schuldig seyn solle, vest gesezet.

Actum et publicatum bey der Herrschafts Kanzley Pernstain die & anno ut supra.

Quellen

OÖLA, LGA P 133, Verhörprotokolle bei der Kremsmünsterischen Herrschaft Pernstein Anno 1764–1781

OÖLA, Archiv der Landeshauptmannschaft. Religionsakten 1713–1764. Schachtel 64

OÖLA, Herrschaft Piberbach, Briefprotokolle

Matrikeln der Pfarre Wartberg an der Krems

Literatur (Auswahl)

Erich Buchinger, Die „Landler" in Siebenbürgen. Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jahrhundert. München 1980.

Ludwig Keplinger. Unveröffentlichte Vorarbeiten zu einem Professbuch des Stiftes Schlierbach.

Michael Kurz, Die Salzburger Emigration von 1731/1732 und ihr Bezug zum Salzkammergut. In: 151. Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, Gesellschaft für Landeskunde. Linz 2006.

Rudolf Leeb, Der Streit um den wahren Glauben – Reformation und Gegenreformation in Österreich. In: Geschichte des Christentums in Österreich von der Spätantike bis zur Gegenwart. Wien 2003.

Elisabeth Mansfeld, Juristische Aspekte der Ketzerverfolgung im Erzherzogtum Österreich in der Regierungszeit Karl VI. Dissertation. Wien 2008.

Leopold Temmel, Evangelisch in Oberösterreich. Werdegang und Bestand der Evangelischen Kirche. Linz 1982.

Rudolf Weiß, Das Bistum Passau unter Kardinal Joseph Dominikus von Lamberg (1723–1761) St. Ottilien 1979.

Erinnerung, Mahnung, Versöhnung: die Evangelische Toleranzkirche Eferding

Von Hubert Taferner

Der aufgeklärte Kaiser Josef II. hatte wohl kaum erwartet, dass nach Verkündung seines Toleranzpatentes (13. Oktober 1781) im ganzen Land gut 73 000 Menschen die neue Religionsfreiheit nützen und sich als nicht katholisch bzw. protestantisch bekennen würden. Allein in Oberösterreich entstanden binnen Kürze neun Toleranzgemeinden mit dem vorrangigen Ziel, möglichst schnell Gottesdiensträume zur schaffen – natürlich unter jeweils strenger Beachtung der Patentauflagen. Wenn die Baugeschichte des Eferdinger Bethauses hier näher beleuchtet wird, so auch deshalb, weil es sich dabei um das einzige dieser Art in Oberösterreich handelt, das im Original erhalten ist und seine Bestimmung bis zum heutigen Tag unverändert erfüllt.

Im ersten Anlauf hatte die Eferdinger Toleranzgemeinde mit ihren 729 Seelen anno 1783 eines der größten Objekte der Stadt, ein bis dahin von „ausgedienten Pflegern" bewohntes, direkt an der Stadtmauer gelegenes mittelalterliches Adelshaus mit Stallungen, Stadl und ausreichendem Grund *„um einen ... Kaufschilling von 600 Konventionsmünzen und Schlüßlgeld von 6 species Kaiserdukaten"* erworben. (Ende des 16. Jahrhunderts, als der „neue Glaube" in Oberösterreich noch fast flächendeckend verbreitet war, soll in dem Haus der evangelische Prediger einquartiert gewesen sein.)[1]

In Ansehen des Bethauses befehlen Wir ausdrücklich, daß, wo es nicht schon anders ist, solcher kein Gebäut, keine Glocken, Thürme, und keinen öffentlichen Eingang von der Gasse, so eine Kirche vorstelle, haben, sonst aber wie, und von welchen Materialien sie es bauen wollen, ihnen freystehen, auch alle Administrirung ihrer Sakramenten, und Ausübung des Gottesdienstes sowohl in dem Ort selbst, als auch deren Ueberbringung zu den Kranken in den dazu gehörigen Filialen, dann die öffentlichen Begräbnisse mit Begleitung eines Geistlichen vollkommen erlaubet seyn solle.

Aus dem Toleranzpatent Kaiser Josef II. vom 13. Oktober 1783.

Durch Abbruch einer Zwischendecke und Herausbrechen einiger Mauern gewann man aus dem bereits sehr überalterten Gebäude – der Kaufbrief ist in seiner Weitschweifigkeit ein interessantes Beispiel damaliger Rechtsgeschäftsabwicklung – einen Kirchenraum mit Nebenräumen sowie eine bescheidene Pfarrerwohnung. In den ehemaligen Stallungen wurden zwei Schulzimmer und eine Lehrerwohnung adaptiert. Bereits 1815 zeigten sich aber gravierende, durch den (leichtsinnigen) Umbau verursachte Schäden, sodass nach einem drohenden Einsturz 1826 die Behörde einschritt und der Gemeinde zu einem Bethausneubau riet.

Schon zuvor hatten, unter Pastor Friedrich Gross, Bemühungen eingesetzt, zu diesem Zweck die damals als Magazin genutzte Spitalskirche von der Stadtgemeinde zu erwerben. Klar war jedoch, dass man laut Vorschriften des Toleranzpatentes den Turm abbrechen, die gotischen Fenster verändern und, um dem Gebäude *„das „kirchenähnliche*

[1] Kaufbrief vom 30. April 1783; Archiv der ev. Pfarrgemeinde Eferding

Pastor Friedrich Traugott Kotschy (1818–1856).

Aussehen zu nehmen", einen uneingesehenen Eingang würde schaffen müssen. Außerdem, dass für die Männersitze, wie bei evangelischen Bethäusern früher üblich,[2] eine Empore einzuziehen sein würde.

Pastor war in den Folgejahren Friedrich Traugott Kotschy, vielseitig begabter, aus Teschen stammender Sohn eines Gymnasialprofessors. Von der Notwendigkeit des Neubaues überzeugt, unterbreitete er den Gemeindevertretern seine konkreten Vorstellungen. Demnach sollte der nördliche Teil des alten Gebäudes mit der Pfarrerwohnung noch bestehen bleiben und das Bethaus (ca. 14 x 25 m Grundfläche, 7 m Höhe) im dazugehörigen Pfarrer- und Lehrergarten errichtet werden. Die Kosten wurden mit 10 000 Gulden veranschlagt. Den Vorstehern versicherte der tatkräftige, engagierte Pastor, selbst eine exakte Ein- und Ausgabenrechnung über den Bau zu führen ... und *„während der Dauer des Bauens von unserem Salarium von 400 Gulden den vierten Teil, wenn Gott uns nicht etwa mit schweren Krankheiten heimsucht, zum Besten des Baues zu widmen"*.[3] Kotschy löste das Versprechen ein; seine Abrechnung ist im Pfarrarchiv aufbewahrt.

Neubau in Rekordzeit

So wurde am 25. Juli 1830, zur Zeit der Dreijahrhundertfeier der Augsburgischen Konfession, der Beschluss zum Neubau – in unmittelbarer Nachbarschaft der katholischen Pfarrkirche – gefasst. Die nun vom Maurermeister Eder beschleunigt erstellten Pläne (ohne Turm, ohne Geläute, ohne öffentlichen Eingang von der Straße aus) entsprachen den Auflagen des Toleranzpatentes, und noch im selben Jahr erteilte das Hausruckkreisamt Wels die Baubewilligung. Da es sich nach Ansicht der Baubehörde aber um kein öffentliches Bauvorhaben handelte, mussten an zwei klageführende Anrainer *„... hinsichtlich der Erhöhung des Bethhauses als Vergütung für den Nachtheil, der daraus meinem* (ihrem) *Hause und Gärtchen erwachsen ist"*, größere Entschädigungsbeträge ausbezahlt werden.[4]

Ein ausreichend großer Garten war Teil des Pfarrer- und Lehrereinkommens, daher hatte man für die durch das Projekt entfallende Gartenfläche Ersatz zu finden. Es war sozusagen glücklicher Zufall, dass damals im Zuge des Abbruches der Stadtbefestigungen (und

[2] Bericht von Pastor Kotschy vom 5. 11. 1829; Archiv der ev. Pfarrgemeinde Eferding

[3] ebda.

[4] Quittung vom 16. 8. 1831, Grundanrainer Brandner; Archiv der ev. Pfarrgemeinde Eferding

leider auch der Stadttürme) gerade die alten Stadtgrabengründe verkauft wurden. So konnte die Pfarrgemeinde 1831 direkt gegenüber dem Bethausbauplatz 396 Quadratklafter (ca. 32 x 42 m) Stadtgrabenareal um 123 Gulden erwerben. Das Stadtmauerstück, das mitgekauft werden musste, enthielt 19 Kubikklafter Steinmaterial, das man später für die Fundamente des Neubaus verwendete.

Schon Anfang 1931 wurde mit den Bauvorbereitungen begonnen. Dank günstiger Schneelage konnten aus der Steinwänd und den Brüchen bei Aschach 330 „Fuhren Steine" auf Schlitten herangeschafft werden, wobei das Material zuerst *„von den Bergen zu Pferde herabgeschleift werden musste"*. Bis Eferding hatte man mit einer Fahrzeit von vier Stunden zu rechnen. (Der Gemeindevorsteher Martin Brunmeyr, Müller zu Hacking, leitete diese Aktion.)[5] Die Bauern erklärten sich bereit, den Großteil der Fuhren und der Handlangerdienste für den Neubau unentgeltlich zu leisten. Der Mayr zu Taubenbrunn spendete den gesamten Sand und übernahm selbst die Fuhren. Auch die Namen anderer besonderer Helfer sind bekannt.

Die Fundamentgräben wurden bis zu 1,5 m Tiefe in schwerster Handarbeit ausgehoben, 175 000 Mauerziegel von den Bauern selbst geschlagen, im Feldbrand gebrannt und zu einem günstigen Preis zur Verfügung gestellt, wobei man sich zuerst auf ein einheitliches Format einigen musste. 1 987 Metzen Kalk wurden gelöscht und große Mengen an Bauholz von den Waldbesitzern gespendet.

Vom Umfang her überstieg das Projekt eigentlich die Kapazität der kleinen Gemeinde; vollbracht werden konnte es schließlich nur durch die Einsatz- und Opferbereitschaft vieler.

Neben der Spendenfreudigkeit der Gemeinde kam namhafte Hilfe aus dem In- und Ausland, aus London, Paris, St. Petersburg und vor allem aus Deutschland. Eine Kollekte aller evangelischen Kirchen in Preußen wurde von König Friedrich Wilhelm III. noch um 100 Dukaten aufgestockt. Großzügige Spenden ergingen auch vom ungarischen König Ferdinand, der Erzherzogin Maria von Österreich und dem Grafen Harrach.

Am 19. April 1831 wurde durch Superintendent Steller der Grundstein gelegt. Pastor Kotschy verlas den *„auf Pergament ... geschriebenen Denkzettel, welcher hierauf nebst Beyfügung einer silbernen k. k. Münze vom Gepräge 1831 in eine messingerne mit Wachs überzogene Kapsel in die Vertiefung des Grundsteines einlegt wurde …"*.[6] Im ersten Jahr arbeitete man so zügig, dass das Haus über den Seitenwänden sowie der östlichen Giebelmauer bereits mit November 1831 teilweise eingedeckt war und dann sofort Gottesdienste abgehalten werden konnten.

Mitten in die Hauptbauphase fiel noch einmal der Schatten der Toleranzzeit. Vom katholischen Stadtpfarramt und dem bischöflichen Konsistorium wurde beim Kreisbauamt Beschwerde geführt, dass das Gebäude ein kirchenähnliches Aussehen hätte, in seiner Form von den anderen Bethäusern in der Provinz gänzlich abweiche und die Eingangstüre an der Ostseite von der Kirchengasse einsehbar wäre. Zudem lasse

[5] Tagebuch zum Bethausbau von Pastor Kotschy; Archiv der ev. Pfarrgemeinde Eferding

[6] Bericht zur Grundsteinlegung, April 1831; Eurich'sche Buchdruckerei Linz

„… die Orgel vereint mit dem Gesang Störung, Anstoß und Unruhe in der (katholischen) *Pfarrkirche besorgen"*. Das objektive Kreisamt in Wels entschied allerdings am 8. Juni 1832, dass die Pläne kein kirchenähnliches Ansehen und *„… keinen toleranzwidrigen Bau beurkunden"*, halbrunde Fenster auch bei Privathäusern üblich seien und es keine Verordnung über die Höhe von Bethäusern gäbe. Die Türe an der Ostseite wäre durch eine 7 Schuh (ca. 2 m) hohe Planke zu verdecken. Sollte sich herausstellen, dass die Orgel tatsächlich molestiere, so wäre *„ihre Entfernung und die Beschränkung auf ein Positiv unerlässlich, da der Gottesdienst der herrschenden Religion durch die Kirchenmusik der geduldeten Religionsgenossen nicht gestört werden darf"*.[7] Später wurden für die Nordseite Doppelfenster vorgeschrieben, um doch den Verbleib einer normalen Orgel zu ermöglichen.

Zur feierlichen Einweihung des Bethauses am 20. Oktober 1833 (gemessen an der damaligen, fast nur händisch umsetzbaren Bautechnik war die Fertigstellungszeit von kaum drei Jahren eine erstaunlich kurze!) erschien im Verlag des Buchdruckers Eurich in Linz eine würdige Festschrift.

Architektur und Innengestaltung

Mit heutigen Augen betrachtet, ähnelt das einzige in Oberösterreich noch im ursprünglichen Zustand erhaltene Bethaus eher einem Zehentspeicher der Donauregion oder einem merkantilen Zweckbau der Zeit. Die einfache äußere Form ergab sich vor allem aus den einschränkenden Auflagen des Toleranzpatentes, wohl aber auch aus dem Zwang zu extremer Sparsamkeit – die veranschlagten Baukosten von 10 000 Gulden konnten eingehalten werden – und der bescheidenen planerischen Erfahrung des Maurermeisters. Trotzdem erregte das Bauwerk schon während der Entstehung Aufsehen, insbesondere durch seine eindrucksvollere Dimension – im Vergleich mit allen anderen bis dahin bekannten Toleranzbethäusern.

Um das Fehlen der üblichen hohen Kirchenfenster auszugleichen, wurde eine dreigeschossige Fassade vorgetäuscht, der man durch einfache Gliederung und die oberen Rundbogenfenster eine zumindest annähernd festliche Optik verlieh. Die ebenerdigen Fenster sind durch geschmiedete Fenstergitter im Biedermeierstil gesichert und geziert. Wegen der seinerzeit noch hohen Glaspreise wurden die Scheiben durch Bleisprossen geteilt. Über reich profilierten Gesimsen der Umfassungsmauern erhebt sich das hohe Satteldach, getragen von einem fürs 19. Jahrhundert sehr modern anmutenden liegenden, die ganze Hausbreite überspannenden Pfettendachstuhl. Die Giebelfronten im Osten und Westen zeigen eine schlichte Fassadengestaltung mit profilierten Quer- und Ortganggesimsen. Beachtenswert sind an den Kircheneingangstüren die biedermeierzeitlichen Messingbeschläge mit dem Lebensbrunnenmotiv.

Innen zeigt sich die Kirche als hoher, von Licht durchfluteter Raum. Die Wände schließen oben mit einem umlaufenden, reich profilierten Gesims ab. Von dort ansetzend, tragen sechs Gurtbögen das flache Tonnengewölbe, in das über den Rundbogenfenstern jeweils die Stichkappen einschneiden. Die Kanten der Gurtbögen und Stichkappen sind mit

[7] Aus der Festschrift „200 Jahre Pfarrgemeinde Eferding"; Pfarrer Hans Wassermann

Die Toleranzkirche 1850 mit bereits gestattetem Zugang von der Straße aus. Links der Turm der katholischen Pfarrkirche.

Stuckbändern verziert. Die den Raum überspannende Deckenkonstruktion ist jedoch nur ein Scheingewölbe, gebildet von einem vom Dachstuhl unabhängigen Holztragwerk mit Untersichtschalung und Stuckatur. An der Ostseite des Kircheninneren konnte man durch beiderseitiges Einfügen von Nebenräumen für Sakristei, Presbyterium und Oratorien einen von außen nicht auffallenden Altarraum schaffen. Da der neue Altar aus Kostengründen noch nicht in Auftrag gegeben war, *„... wurden die Wände um Altar und Kanzel coloriert und die ganze Altarmauer in einer würdevoll ausgeführten architektonischen Dekoration geziert"*.[8] An der Stirnwand hing das vom Schlossgärtner Krüger aus Aschach gestiftete Bild der Kreuzabnahme Christi, das jetzt in den Altar eingefügt ist. Die Kanzel aus der Werkstatt des Tischlermeisters Müller aus Linz, mit einer Vergoldung vom Linzer *„bürgerlichen und academischen Maler und Vergolder Ferdinand Scheck"*, konnte um rund 160 Gulden angeschafft werden.

Der große spätklassizistische in Weiß und Gold gehaltene Altar folgte erst eine Generation später, im Jahr 1866. Oberhalb eines mehr als 2,5 m hohen Unterbaus mit Mensa und zwei seitlichen Türen für den Chorumgang erhebt sich über korinthischen Säulen und Pilastern mit gut gearbeiteten, vergoldeten Kapitellen ein rechtwinkelig gebrochenes Gebälk mit reich profiliertem Kranzgesims. Zentral situiert ist das vorerwähnte Altarbild der Kreuzabnahme

[8] Festschrift zur Kircheneinweihung am 20. 10. 1833; Buchdruckerei Eurich Linz

Der spätklassizistische, in Weiß und Gold gehaltene Altar aus dem Jahr 1866.

Die neue Orgel aus der Werkstätte Felsberg/Schweiz, eingeweiht am Reformationstag 1999.
Foto: Evangelisches Pfarramt Eferding

mit bemerkenswertem Rahmen aus der Zeit. Darübergesetzt im vergoldeten Strahlenkranz das Auge Gottes mit dem Kreuz.

Die flankierenden betenden Engel stammen vom Altar der Linzer Martin-Luther-Kirche, der sicher vom selben Meister geschaffen wurde, dessen Name aber noch nicht eruiert werden konnte. Der Altarbereich – von den 846 Gulden Gesamtkosten entfielen fast zwei Drittel auf das Lackieren und Vergolden, ausgeführt von Meister Scheck – ist durch ein schönes, mit Balustern gestaltetes marmoriertes Speisgitter begrenzt.

In der Betrachtung des gesamten Raumes wirkt die einseitige Empore, die zusammen mit der rückwärtigen früher die Männersitze aufnahm, etwas störend. Der Blick möglichst aller Kirchenbesucher zur Kanzel war dem Pastor wohl wichtiger als eine symmetrische Raumgestaltung. Für unsere Generation ergab sich daraus der Vorteil, problemlos eine neue Orgel aufstellen zu können.

Das Bethaus in einer Ansicht vor der Jahrtausendwende. Das Dachtürmchen wurde bei der jüngsten Eindeckung (2002) abgetragen. *Foto: Evangelisches Pfarramt Eferding*

Nach dem Revolutionsjahr 1848 wurden die Vorschriften des Toleranzpatentes bedeutend gelockert. Durch die Mauer im westseitigen Vorfeld hindurch schuf man einen direkten Zugang zum Gotteshaus, wozu der katholische Stadtpfarrer als Geste der Versöhnung die steinernen Pinienzapfen für die zwei Torpfeiler spendete. Dem Augsburger Wappen entnommen, symbolisieren sie den Bezug zum Augsburgischen Bekenntnis.

Zu einem Turmanbau, wie er bei sämtlichen anderen Toleranzkirchen Oberösterreichs nach Erlass des Protestantenpatentes (1861) vorgenommen wurde, kam es in Eferding nicht, vermutlich v. a. deshalb, weil die Westfront zu knapp an der Straße liegt. Gerade das aber macht heute den besonderen historischen Wert des alten Bethauses aus.

So eng und so nahe, wie in Eferding die zwei christlichen Kirchen nebeneinander stehen, ist auch das ökumenische Verhältnis beider Konfessionen mittlerweile vielfach geworden. Der Rückblick in die Toleranzzeit sollte uns jedoch weiterhin Mahnung sein, Andersgläubigen mit Respekt, Würde und dem gebotenen Verständnis zu begegnen.

Literatur/Unterlagen

Grete Mecensefy, Geschichte des Protestantismus in Österreich

Toleranzpatent vom 13. 10. 1783, Druck aus der Zeit

Baurechnung des ev. Bethauses in Eferding 1831 bis 1833, Pastor Friedrich Kotschy

Franzisceischer Kataster, Urmappe 1825, Oö. Landesarchiv

Stadtansicht Merian

Anonyme Handzeichnung, ca. 1835

Ansicht Peuerbachertor, Wirthumer

Roland Forster, Dissertation 2004

F. X. Huber: Historiker, Publizist und Zeitzeuge aus dem Innviertel

Von Franz Daxecker

Wenngleich sein Vermächtnis als Autor aus literarischer Sicht eher sekundäre Bedeutung einnimmt, zählen die Publikationen Franz Xaver Hubers (1755 bis ca. 1810) über Ereignisse und Persönlichkeiten der näheren wie ferneren Vergangenheit im Land bzw. im Umkreis der Monarchie zum registrierenswerten Bestand zeit-, kultur- und geistesgeschichtlicher Lektüre. Einen der Schwerpunkte in den Schriften des Oberösterreichers bilden Arbeiten und Kommentare zum Thema „Gegenreformation", welche den damaligen Kurs und die Zielsetzung der römisch-katholischen Kirche linientreu wiedergeben. Aber auch über die beiden Salzburger Widmungsträger Mozart'scher Meisterwerke, die Großkaufleute Haffner, hat der aus bäuerlichen Verhältnissen stammende Innviertler, neben etlichem anderem, Interessantes zu Papier gebracht.

F. X. Huber wurde am 21. November 1755 als Sohn des Landwirts Johann Huber und dessen Gattin Magdalena in Munderfing geboren, Taufpate war ein gewisser Joseph Windsperger.[1] Franz Xaver absolvierte 1771 das Benediktiner-Gymnasium im Stift Kremsmünster, kam 1781 nach Salzburg und unterrichtete die Zöglinge des dortigen Collegium Rupertinum. Am 20. Dezember desselben Jahres immatrikulierte er an der Theologischen Fakultät der Salzburger Universität.[2] 1790 ging er nach Passau und gab den *„Kurier an der Donau"*, ab 1799 das *„Wochenblatt für den Bürger und Landmann"* heraus.[3] Später übersiedelte Huber nach Wien, wo er um 1810 verstarb.[4]

---

1 Taufbuch Munderfing 1655, keine Bandnummerierung: Die 21.mo Novembris. Franciscus Xaverius, [filius] Joannis Hueber, rustici huius loci & Magd.[alena] uxoris huius loci, tenente Josepho Windsperger, rustico eiusdem loci. – Als Geburtsjahr wird in Biografien auch 1760 angegeben, unter diesem Jahr ist jedoch keine Geburt eines Franz Xaver Hueber vermerkt. – Im Friedburger Urbar (Oberösterreichisches Landesarchiv, Musealarchiv, Hs. 79, ca. 1580), p. 1012, findet sich folgende Eintragung: *Hanns Hueber, besizt das Stögerguat zu Munterfing, welches ain Viertl ackhers ist, gibt Vorsthabern dar ab 1 mezn Fridburg macht Lantshueter mass.* Es ist dies ev. das in den letzten Jahrzehnten des 20. Jh. abgetragene Bindersteghaus im Unterdorf, Hausnummer 69 (Forsthaus), erwähnt in: Karl Fannenböck, Munderfing – ein Heimatbuch, Munderfing 1978, S. 202.

2 *Franc. Xav. Munderfinganus Austr[iacus]. Theol.*, in: Redlich, Virgil OSB (Hg.), Die Matrikel Universität Salzburg 1639–1810. Pustet, Salzburg 1933, Bd. I, Text der Matrikel, S. 650.

3 Meusel, Johann Georg, Georg Christoph Hamberger, Das Gelehrte Teutschland … Meyer, Lemgo 1797, 5. Auflage, Bd. 3, S. 435 f.; 1805, Bd. 11, S. 378; 1821, Bd. 18, S. 221; 1831, Bd. 22, S. 857 – Wurzbach, Constantin v., Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Wien, Verlag der k. k. Hof- u. Staatsdruckerei, 1863, Bd. 9, S. 374 f. – Goedeke, Karl, Grundriss zur deutschen Dichtung. Ehlermann, Dresden 1903, Bd. 5/2, S. 447. – Krackowizer, Ferdinand, Franz Berger, Biographisches Lexikon des Landes ob der Enns. Passau, Linz 1931, S. 133 f.; Braunauer Heimatkunde. Braunau 1951, 3. Heft, S. 64 f.; Frels, Wilhelm, Deutsche Dichterhandschriften von 1400 bis 1900. Neudruck Stuttgart 1970, S. 142. – Kosch, Wilhelm (Begr.), Deutsches Literatur-Lexikon. Francke, Bern und München 1981, 3. Aufl., Bd. 8, S. 182.

4 Wienbibliothek im Rathaus, Portheim-Katalog (MA 9). – Für das Todesjahr werden in der Literatur 1809, 1810 und 1814 angegeben. Im Wie-

Wegen der Namensgleichheit werden ihm gelegentlich Werke des böhmischen Schriftstellers und Librettisten F. X. Huber (* 1755 in Beneschau) zugeschrieben.[5] Tatsächlich lassen sich nicht alle Publikationen dieser beiden Zeitgenossen jeweils zweifelsfrei zuordnen.

Publikationen

Der Feder des Innviertlers Franz Xaver Huber entstammen, in chronologischer Reihenfolge angeführt, die Titel:

„Rüdiger von Starhemberg oder die Belagerung Wiens. Ein episches Gedicht in 3 Gesängen", Salzburg 1783.

„Zwey Gedichte auf den Tod König Friedrich II. von Preußen", Salzburg 1786.

„Zum Andenken des seligen Menschenfreundes Sigmund Haf[f]*ner, Edlen von Innbachhausen"*, Salzburg 1787.

„Frater Feliciens merkwürdige Reise zu Kaiser Karl im Untersberg nächst Salzburg", Salzburg 1787.

„Aktenmäßige Geschichte der berühmten salzburgischen Emigration", Salzburg 1790.

„Übersetzung des lateinischen Manuskriptes des Giovanni Battista de Caspari".

„Geschichte Josephs II., römischen Kaisers, Königs von Hungarn und Böheim etc.", Wien 1790.

In der Arbeit „Geschichte Josephs II., römischen Kaisers …" werden der nach dem Bayerischen Erbfolgekrieg geschlossene Friede von Teschen vom Mai 1779 sowie die Böhmenreise Josephs II. 1770 eingehend beleuchtet. Den Abstecher des Kaisers nach dem Innviertel, unternommen im Oktober 1770, erwähnt Huber nicht. Ausführlich befasst er sich jedoch mit dem Toleranzpatent, der Schließung von Gotteshäusern und der Aufhebung von Klöstern, ebenso mit der Reise Papst Pius' VI. 1782 nach Wien, wo das Kirchenoberhaupt den Kaiser im Zusammenhang mit Maßnahmen zur Gegenreformation besuchte.

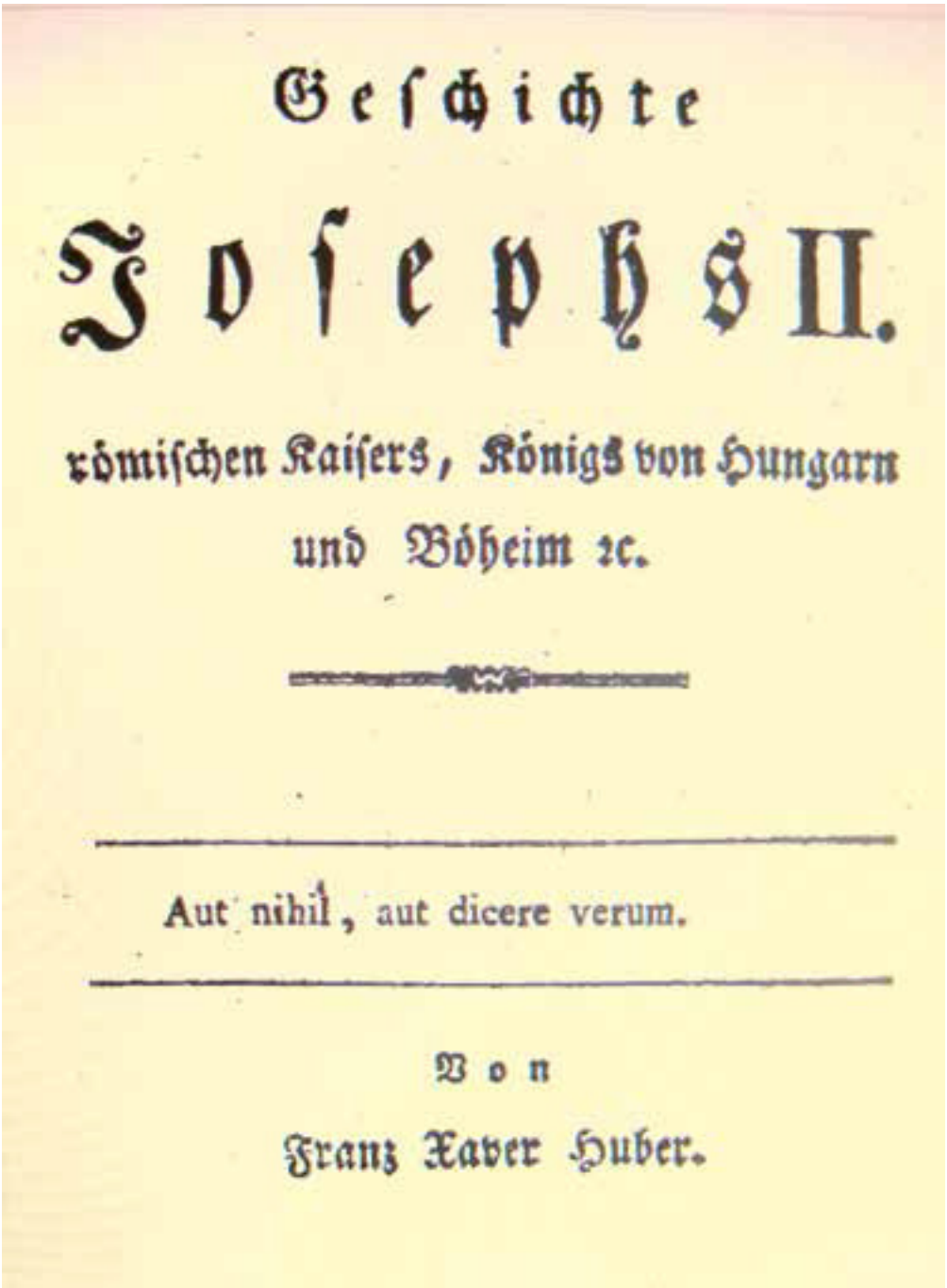
Die „Aktenmäßige Geschichte der berühmten Salzburger Emigration …" behandelt das Emigrationsedikt des Fürsterzbischofs Leopold Anton von Firmian aus dem Jahr 1731, worin die Ausweisung der Salzburger Protestanten verfügt worden war. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen siedelte Vertriebene in seinen Ostprovinzen an. In dieser Übersetzung des Buches von Giovanni Battista de Caspari – welcher die Vertreibung zu Salzburg aus eigenem Ansehen miterlebt hatte – wird der seinerzeitige Kirchenstandpunkt deckungsgleich vertreten.

Es sollten gut 230 Jahre verstreichen, ehe das Faktum der Ausweisung von einem hochrangigen Repräsentanten der röm.-kath. Kirche erstmals offiziell und explizit bedauert wurde, nämlich 1966 durch den Salzburger Erzbischof Andreas Rohracher († 1976).

In der Biografie „Zum Andenken des seligen Menschenfreundes Sigmund Haf[f]ner" widmet sich F. X. Huber der Vita des Salzburger Handelsherrn, Bürgermeisters und Mäzens Sigmund Haffner d. Ä. (1699–1777), für den Wolfgang Amadeus Mozart 1776 die Haffner-Serenade, KV 250, komponierte, sowie v. a. dessen Sohn Sigmund Haffner d. J., dem Großkaufmann, Wohltäter und späteren Reichsritter von Innbachhausen. Diesem mit ihm befreundeten Humanisten hatte

ner Totenbeschauprotokoll für diese Jahre ist ein Franz Xaver Huber nicht verzeichnet (MA 8).

[5] So z. B. in „Österreichisches Musiklexikon online": * 21. 11. 1760 in Munderfing, † 1809 in Wien (Librettist). Der Munderfinger F. X. Huber schrieb im Gegensatz zu seinem Namensvetter keine Libretti!



Geschichte

Josephs II.

römischen Kaisers, Königs von Hungarn

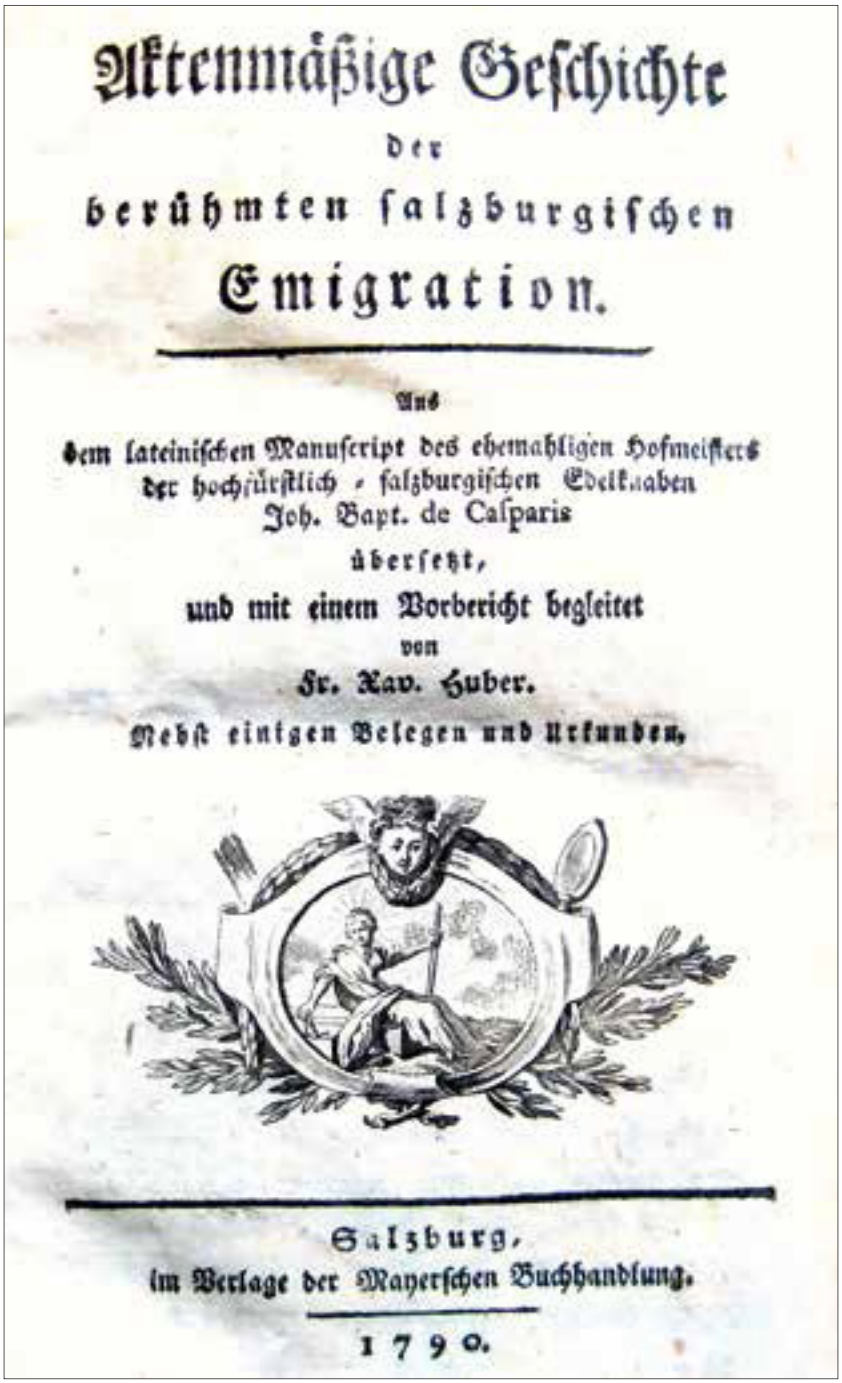
und Böheim ꝛc.

Aut nihil, aut dicere verum.

Von

Franz Xaver Huber.

Abb. 1: „Geschichte Josephs II. …", Wien 1790. Titelblatt.



Aktenmäßige Geschichte
der
berühmten salzburgischen
Emigration.

Aus
dem lateinischen Manuscript des ehemahligen Hofmeisters
der hochfürstlich - salzburgischen Edelknaben
Joh. Bapt. de Casparis
übersetzt,
und mit einem Vorbericht begleitet
von
Fr. Xav. Huber.
Nebst einigen Belegen und Urkunden.

Salzburg,
im Verlage der Mayerschen Buchhandlung.
1790.

Abb. 2: „Aktenmäßige Geschichte der berühmten salzburgischen Emigration …", Salzburg 1790.

Mozart zur Erhebung in den Adelsstand dann die Haffner-Sinfonie, 1782, KV 385, zugeeignet. (Die Sigmund-Haffner-Gasse in Salzburg führt vom Kranzlmarkt und Rathausplatz zur Franziskanerkirche.)

Tipp für Schmökerwillige: Die beiden Titel „Geschichte Josephs II., römischen Kaisers …" und „Aktenmäßige Geschichte der berühmten salzburgischen Emigration …" wurden mittlerweile digitalisiert, und zwar aus Beständen von Bibliotheken der USA. Zu finden sind die Digitalisierungen im Internet auf Google unter den Stichworten „Franz Xaver Huber" bzw. „Bücher".

Der Dank des Verfassers gilt Dr. Josef Pollhammer, Pfarrer von Munderfing, Braunaus Bürgermeister Gerhard Skiba sowie den Wiener Magistratsabteilungen 8 und 9 für Informationen, Hinweise und die Vermittlung des Zugangs zu Dokumenten.

Goldhauben – Zlatare

Traditionelle Kopfbedeckungen aus Slawonien und Oberösterreich

Von Thekla Weissengruber[1]

Die Geschichte der goldbestickten Kopfbedeckungen ist bei näherer Betrachtung wesentlich jünger als es den Anschein macht. Regionalspezifische Trachten mit prächtigen und auffallenden Verzierungen waren erst nach dem Ende der obrigkeitlichen Beschränkungen und Eingrenzungen möglich. Vorher war „Gold" auf Kleidungsstücken nur den gehobenen Schichten vorbehalten. Mit der neuerlangten Freiheit in den Jahren der Aufklärung während und nach der Französischen Revolution setzte streng genommen aber auch das Ende der Trachten ein. Im Nachahmen städtischer und modischer Ideale konnten ständische und regionalspezifische Kleidungsstücke letztlich nicht bestehen. Die Epoche der tatsächlichen Trachten erstreckt sich in Mitteleuropa lediglich auf 60 bis 80 Jahre – gemeint sind die Jahre von ca. 1770/1790 bis ca. 1850. Alle späteren „Trachten" sind letztendlich das Ergebnis von gelenkten Trachtenerhaltungsmaßnahmen oder Modeerscheinungen.

In anderen Regionen Europas, so wie zum Beispiel in Kroatien, hing eine eigenständige und prächtige Entwicklung am Kleidungssektor zusätzlich von Nationalisierungs- und Abgrenzungstendenzen ab.

Kaum bekannt ist in unseren Breiten, dass u. a. auch in besagten anderen Teilen Europas Goldhauben- bzw. Goldstickerei-Regionen bestehen, die nicht nur in der Herstellungstechnik, sondern ebenso in der Anwendung interessante „grenzüberschreitende" Vergleiche zulassen. Hier sollen erstmals die Kopfbedeckungen Ostkroatiens und Oberösterreichs gegenübergestellt werden.

Goldbesticktes im „grenzüberschreitenden" Vergleich

In jeder Region Europas entwickelte sich zeitgleich mit dem Verschwinden obrigkeitlicher Beschränkungen eine einzigartige Hut- und Haubenkultur. Unzählige Variationsmöglichkeiten ergaben sich nicht nur aus der Zweckgebundenheit der Kleidung, der Anpassung an Jahreszeiten und Tageszeiten, sondern auch im Ausdruck regionaler Identität.[2] Im Großen und Ganzen lassen sich die Haubentypen von der klassischen Bodenhaube ableiten, die aus einem „Boden", einem Kopfteil, einem Spitzenrand

[1] Die Autorin dankt Mag. Mladen Nenadic ganz herzlich für die unzähligen Hilfestellungen. Ein herzlicher Dank ergeht auch an Dr. Janja Juzbašić für die Bereitstellung ihrer Fachartikel, die von Mag. Nenadic dankenswerterweise übersetzt wurden.

[2] Weissengruber, Thekla: Kleine Kulturgeschichte der Kopfbedeckungen. In: Alte Hüte. Kopfbedeckungen von anno dazumal: Kopftücher, Hauben & Hüte. Herausgegeben von Gexi Tostmann. Mit Texten von Marlen Tostmann, Thekla Weissengruber, Franz C. Lipp, Gexi Tostmann. Wien 2009. S. 13–20.

Goldstickereidetail aus Oberösterreich, ca. 1800. *Foto: OÖ. Landesmuseen, A. Bruckböck*

rund um das Gesicht und einer Schleife besteht. Einzelne Bestandteile haben sich im Laufe der Zeit verändert, was sich meist in der Vergrößerung oder Verkleinerung eines Bestandteiles äußerte.[3] Gerade der „Boden" dieser Hauben wurde bevorzugt in reicher Goldstickerei verziert, und der Spitzenrand bestand oft aus einer Gold- oder Silberspitze. Nach Ende der Einschränkungen, mit Ende der Kleiderordnungen, war dies für jeden erlaubt. Reichtum, Macht und Einfluss fanden in immer prächtigeren Kopfbedeckungen Widerhall.

Slawonien ist eine historische Region im Osten Kroatiens zwischen der Drau an der Grenze zu Ungarn, der Save an der Grenze zu Bosnien-Herzegowina und der Donau an der Grenze zu Serbien. Als Kornkammer Kroatiens in der pannonischen Tiefebene galt Slawonien stets als reiche Region. In seiner Geschichte wurde das „windische Land" an der Grenze zum osmanischen Reich ethnisch zwar stark durchmischt, aber immer als eigenständige Region neben Dalmatien und Kroatien betrachtet. Auch im habsburgischen Vielvölkerstaat wurde Slawonien als östliche Region mit dem Status eines Königreiches geführt. 1849 wurden sowohl Kroatien als auch Slawonien der ungarischen Reichshälfte zugeordnet. Diese Region ist heute Teil des Staates Kroatien.

[3] Lipp, Franz C.: Goldhaube und Kopftuch. Zur Geschichte und Volkskunde der österreichischen, vornehmlich Linzer Goldhauben und oberösterreichischen Kopftücher. Linz 1980. S. 21–30.

Zlatare – Goldhaubenausstattung aus Slawonien. *Foto: OÖ. Landesmuseen, E. Grilnberger*

Slawonien war demnach historisch starken Einflüssen von außen ausgesetzt, was sich auch in der Kultur niedergeschlagen hat. Beharrlich waren die Slawonen bemüht, die eigenen Traditionsgüter in ihrer Vielfältigkeit zu erhalten. Bis heute wird an der traditionellen Kultur in einer revitalisierten und rekonstruierten Form festgehalten. Das Besondere der Hauben aus Slawonien ist die Art und Weise der Formung der Kopfbedeckung. Im Grunde ist es eine Zwischenform von Kopftuch und Haube, da zunächst ein Tuch mit Goldstickerei bestickt wird, das dann so um den Kopf gelegt wird, dass es sich zu einer Haube formt. Dieses Haubentuch wird bei jedem Tragen neu geformt. Eine komplizierte mehrteilige Unterkonstruktion hat in den verschiedenen Regionen zu unterschiedlichsten Ausformungen geführt. Zu erwähnen ist insbesondere die Kopfbedeckung aus Ilok (Srijem), die sich durch einen viereckigen Zusatzteil im hinteren Kopfbereich auszeichnet. Dieser Schmuckteil wird aus Karton hergestellt, mit Seide überzogen und mit Goldgarn verziert. Goldbestickte Schuhe und Armbänder ergänzen eine komplette Trachtenausstattung. Im Gegensatz zu den Linzer Hauben, die zumeist auf Goldwebe gestickt werden, wird diese Stickerei auf einem kontrastierenden Stoff angebracht. Dadurch ergibt sich ein wesentlich breiterer Variationsreichtum.

Der Ausdruck „Zlatare" bezeichnet ganz allgemein die Goldhaubenausstattung an sich. Selbst die Art und Weise der Goldstickerei auf anderen Trachtenstücken wird „Zlatare" genannt. Neben einer reichen Spitzenkultur gilt die Goldstickerei in Slawonien – also eigentlich die Technik der „Zlatare" – als ein wichtiges Kennzeichen der traditionellen textilen Volkskultur. Diese reich ausgestatteten Trachten waren den höchsten Festtagen und die Goldhauben nur den verheirateten Frauen vorbehalten. Das Ansehen einer Familie verband sich mit der Pracht der Goldstickerei auf der Tracht. Der Zierrat der festlichsten Trachten bestand meist aus waag- oder senkrecht eingewebten Goldstreifen oder in Borten und Bändern, angebracht im oberen und unteren Teil der Frauentracht. Dabei werden die weißen Leinentrachten in dichte Falten gelegt, sodass der goldschimmernde Teil auf der Oberseite erscheint. Meist ergänzt ein reich besticktes Dreieckstuch mit mittig platziertem Motiv oder stilisiertem Blumenzweig die Frauentracht. Die Ränder der Schürzen werden oft am Rand und zusätzlich mit streumusterartig verteilten Blumenmotiven verziert. Sowohl Damen- als auch Herrenfesttagstrachten wurden in Slawonien mit Goldstickerei geschmückt. Bei den Herrentrachten werden bis heute ein reich mit Goldstickerei verzierter Latz im vorderen Hemdbereich und auch die Hosenabschlüsse und Seitennähte der meist weißen Leinentrachten verziert.

Historisch kann man die Goldstickerei in Kroatien seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nachweisen. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich die Goldstickerei besonders in Slawonien, Baranja und Srijem, schwerpunktmäßig in Slavonski Brod, Dakovo, Vinkovci, Vukovar, Ilok, Osijek und Valpovo, bis heute halten können. Wurden in den Anfangsjahren zunächst Streumuster in geometrischer oder vegetabiler Form in Flachstickerei gearbeitet, so änderte sich dies zu Ende des 19. Jahrhunderts

zugunsten einer dichteren und auch reliefartigen Oberflächenstickerei mithilfe von zugeschnittenen Kartonstückchen. Zudem wurden jetzt auch Pailletten, Bouillon und Stiftchen als Zierelemente eingesetzt. Demgemäß werden auch zwei Typen unterschieden, die „gusta" und die „ritka Zlatara", was mit unseren weichen und starren Hauben gleichzusetzen ist. Gestickt wird bis heute in zwei Farben: Gelb- und Weißgold auf echten Seidenfäden oder auf Kupfermetalldraht. In Slawonien haben sich zwei verschiedene Techniken überliefert. Zunächst wurde die Goldstickerei in Flachstickereitechnik („naskroz") hergestellt. Die Motive werden auf den Stoff übertragen und mit Goldfaden beidseitig durchgestickt. Später entwickelte sich die Goldstickerei über Unterlage, meist über Karton in Sprengtechnik.[4] Hierzu werden verschiedene Formen aus Karton ausgeschnitten, auf Stoff appliziert und anschließend mit Goldgarn bedeckt. Die floralen Motive wie Rose, Eichel, Blatt, Ranke und Zweig werden aber auch von „nationalen" Symbolen, etwa dem kroatischen Würfelmuster aus der Fahne, bzw. mit Wappenmotiven ergänzt. Für diese Stickereiarbeiten verwendet man bis heute einen Holzrahmen, den „derdef", auf welchen der Seidenstoff oder andere Stoffe eingespannt werden. Die Technik des eingewebten Fadens wird „ubjeranje zlatom" genannt und eher für die Kleidungsstücke verwendet.[5]

Nach wie vor wird die Goldstickerei in Slawonien und Srijem sehr gepflegt und gefördert und an verschiedensten Kunstgewerbeschulen unterrichtet. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war es üblich, dass die Großmutter die Technik an die Enkelin weitergegeben hat. Auch heute noch treffen sich die Goldstickerinnen zum gemeinsamen Sticken. Jährliche Ausstellungen in verschiedensten Regionen Slawoniens zeugen von einer lebendigen Volkskultur.

Die Linzer Goldhaube als reichste Ausprägung der überlieferten Kopfbedeckungen in Oberösterreich wird schon Ende des 18. Jahrhunderts von Reiseschriftstellern gepriesen. Sie gilt als Sinnbild Oberösterreichs schlechthin und entwickelte sich aus den Bodenhauben. Mit zunehmend breiter werdender Goldspitze musste der Spitzenschirm immer mehr mit einem Drahtgerüst gestützt werden. Infolge der Verdichtung des Schirmes durch reiche Pailletten-, Goldfaden- und Perlenstickereien übernahm dieser die Funktion des Kopfteiles. Erst nach 1810 wurden die Flügel des Schirms zusammengenäht, mit einer schwarzen Florspitzenmasche besetzt und vom Böndel zusammengehalten. Hergestellt wurden diese Hauben von Kunsthandwerkerinnen. Ab den 1960er-Jahren wurden vom Volksbildungswerk

[4] Šabić, Vlasta: Ruho = Clothes. Muzej Slavonije Osijek. Hrvatska-Croatia. Osijek 2002. – Juzbašić, Janja: Zlatovez na području istočne Hrvatske. Zavičajni Muzej „Stjepan Gruber" Županja. Izložba 31. siječnja – 1. ožujka Zupanja 2008. – Gligorevic, Ljubica: Vodic / Guidebook. Stalnog Postava etnologija Vinkovaca i okolice. Permanent Collection Ethnology of Vinkovci and its surroundings. 2. Aufl. Gradski Muzej Vinkovci / Municipal Museum of Vinkovci. Vinkovci 2004. 114–125; vgl. auch: Schubert, Gabriella: Kleidung als Zeichen. Kopfbedeckungen im Donau-Balkan-Raum. Berlin 1993. – Ivankovic, Ivica: Hrvatske narodne nosnje = Croatian national costumes. Zagreb 2000.

[5] Ausführlich zur Technik: Juzbašić, Janja: Zlatovez na području istočne Hrvatske. Zavičajni Muzej „Stjepan Gruber" Županja. Izložba 31. siječnja – 1. ožujka Zupanja 2008. – sowie: Zlatovez na području istočne Hrvatske. (Aufsatz von Janja Juzbašić).

Goldstickereidetail aus Slawonien. *Foto: Museum Zupanja*

Klassische Linzer Goldhaube, ca. 1830. *Foto: OÖ. Landesmuseen, A. Bruckböck*

Stickkurse zum Nachsticken dieser reichen Goldhauben in adaptierter Form für die Gegenwart angeboten. Gehörten die Linzer Hauben einst ausschließlich in den städtischen Bereich, wurden sie lange nur von den Damen der gehobenen bürgerlichen Gesellschaft getragen, so haben sie sich seit dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts auch auf dem Land etablieren können. Der Vergleich mit den Kopfbedeckungen aus Slawonien verdeutlicht, dass in Oberösterreich vermehrt mit Pailletten und anderen Metallplättchen und nicht in Sprengtechnik gestickt wird. Gerne wird auch eine Goldspitze eingesetzt oder mit Perlen eine Stickerei ergänzt.

Neben den klassischen Linzer Hauben gab es in Oberösterreich, besonders im Innviertel, sogenannte Riegelhauben. Sie müssen zu den verkleinerten Bodenhauben gezählt werden, da sie ohne Spitzenvorstoß nur mehr den Haubenboden mit versteifter Schleife darstellen. Auch sie sind in Goldstickereitechnik bestickt, erfreuten sich zeitweilig großer Beliebtheit und fanden über verschiedene Vertriebswege weite Verbreitung. Seit einigen Jahren gibt es für junge Mädchen in einer einfachen Form adaptierte einfache Goldhauben, die in ihrer Form wieder an die Bodenhauben anschließen.

Zur Pflege und Förderung der Goldstickerei

Verbindendes Element der Kopfbedeckungen aus Slawonien und Oberösterreich ist die Sticktechnik. Hier ist der Einfluss des ehemaligen k. u. k. Kaiserreiches offensichtlich. In allen Kulturen und Jahrhunderten galt die Goldstickerei als wertvollste Art der Verzierung kirchlicher und weltlicher Prunkgewänder, aber auch von besonderen Gebrauchsgegenständen (Fahnen, Wappen, Inschriften) und Trachten. Sie erfordert allein in der Technik des Stickens mit Gold umsponnener Fäden und jeder Art von Metallstückchen und Metallfäden höchste technische Perfektion und Übung. Hergestellt wurden die kostbaren Stücke zunächst in Frauenklöstern oder von adeligen Damen und Bürgersfrauen. Einen ersten Höhepunkt erreichte die Goldstickerei im 15. Jahrhundert. Unentbehrlich wurde im 17. und 18. Jahrhundert die prächtige Ausstattung an den Gewändern bei Hof. Noch Ende des 19. Jahrhunderts wurde für die Ausbildung einer Goldstickerin eine Lehrzeit von fünf bis neun Jahren veranlagt.[6] Putzmacherinnen und Haubenmacherinnen als gewerbsmäßig spezialisierte Handwerkerinnen waren im 18. und 19. Jahrhundert weit verbreitet. Mit Ende der Kleiderordnungen ab ca. 1750 wurden nun auch der Goldbesatz, Stickerei und Spitze für bürgerliche und sogar bäuerliche Kreise möglich, wenngleich bis heute eine Goldhaube Zeichen einer wohlhabenden Städterin geblieben ist. Die Verbreitung auf ländliche Regionen ist zumindest in Oberösterreich das Ergebnis einer umfassenden Förderung in den 1970er-Jahren.

Weite Verbreitung fand die Technik der Goldstickerei auch durch die staat-

[6] Donner, Mizi; Schnebel, Carl: Handarbeiten wie zu Großmutters Zeiten. Augsburg 1996. Faksimile von „Ich kann handarbeiten". Illustriertes Hausbuch für die Techniken der weiblichen Handarbeit, herausgegeben von Mizi Donner und Carl Schnebel. Berlin 1913. – Encyklopaedie der weiblichen Handarbeiten von Therese de Dillmont. Dornach 1893. Reprint Leipzig o. J.

liche Förderung der „k. & k. Fachschule für Kunststickerei", die 1874 in Wien gegründet wurde.[7] Diese Fachschule ermöglichte den Frauen eine systematische Ausbildung zur Kunsthandwerkerin (Gold-, Silber- und Perlenstickerin).

In Folge der Weltausstellung in London 1862 wurde das Österreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien gegründet. Es hatte nicht nur die Aufgabe, beispielhafte Objekte in die Sammlung aufzunehmen, sondern auch aktiv das aktuelle kunstgewerbliche Schaffen zu fördern und geschmacksbildend zu wirken. Nach dem Wiener Vorbild entstand eine Reihe von Fachschulen, die z. T. bis heute eine Fortsetzung gefunden haben. Wien wurde somit zum Zentrum einer hochqualifizierten Ausbildung in verschiedensten Bereichen des Kunstgewerbes, was natürlich vor dem Hintergrund zunehmender Technisierung und Industrialisierung gesehen werden muss. Die durchschnittlich jährlich 80 Schülerinnen rekrutierten sich aus allen Regionen des damaligen k. & k. Reiches und verbreiteten demgemäß auch ähnliche Arbeiten in allen Regionen. Die Beispielsammlungen der Wiener Schule geben bis heute Einblick in den Unterrichtsbetrieb. Die Lehrmittelmappen gelten bis heute als wichtige Handreiche zur Kenntnis der Stickereitechniken. Sie wurden in Wien entwickelt und nur unwesentlich verändert in den Provinzen nach diesem Vorbild weitergegeben und vermittelt.[8] Man lehrte zum einen die klassischen Techniken der mittelalterlichen Goldstickerei und Leinenstickerei, zum anderen zeitgemäße Arbeiten unter Einfluss des jeweils gegenwärtigen Kunststils, wie z. B. des Jugendstils. Außerordentlich wichtig waren aber die Stickereien aus den verschiedensten Bereichen der Volkskunst des Vielvölkerreiches in ihrem Farben- und Formenreichtum. Die Lehrer der Stickereischule wurden in den Ferien auf Staatskosten zu Studienreisen in die Kronländer geschickt.[9] Im Jahre 1910 wurde die k. & k. Fachschule für Kunststickerei als Abteilung in die k. k. Zentralanstalt für Frauengewerbe in Wien eingegliedert. Der Schwerpunkt lag fortan in der Lehrerbildung für Frauengewerbeschulen in allen Kronländern. Aus ihr entwickelte sich die Bundeslehranstalt für Bekleidungsgewerbe in Wien.

Die Fachschule für Kunststickerei ist wichtiger Impulsgeber zur Erneuerung der Kunststickerei und Vermittler der Techniken in die Gegenwart.[10]

Schon 1877 überzog ein Netz von kunstgewerblichen Fachschulen die Donaumonarchie. Mehr als 70 Schulgründungen nach Vorbild der k. k. Kunststi-

---

[7] Die Gründung der Schule steht im Zusammenhang mit der Weltausstellung Wien 1873.

[8] Stickerei-Techniken für Schule und Praxis. Verfasst von Emilie Stiasny. Lehrerin an der k. k. Kunststickereischule in Wien. Herausgegeben vom k. k. Lehrmittelbureau für gewerbliche Unterrichtsanstalten. Wien 1910.

[9] Österreichische Stickerei in Kunsthandwerk und Industrie. 100 Jahre Kunststickereischule an der Berufspädagogischen Bundeslehranstalt für Bekleidungsgewerbe Wien XVI. Festschrift Wien o. J. (1974).

[10] Österreichische Stickerei in Kunsthandwerk und Industrie. 100 Jahre Kunststickereischule an der Berufspädagogischen Bundeslehranstalt für Bekleidungsgewerbe Wien XVI. Festschrift Wien o. J. (1974). – vgl. auch: Pinselkunst – Nadelkunst. Die k. & k. Fachschule für Kunststickerei. Kataloge des OÖ. Landesmuseums NF. NR. 144. Ausstellung Herbst 1999 – Frühjahr 2000. Linz 1999.

Goldstickerei in Slawonien. *Foto: Museum Zupanja*

ckereischule konnten vermerkt werden.[11] Einer Statistik aus dem Jahre 1902/03 ist zu ersehen, dass bereits damals 1 183 Gewerbeschulen mit 7 959 Lehrern und 124 855 Schülern in Österreich-Ungarn bestanden.[12] Auch nach dem Zerfall des Habsburgerreiches haben diese schulischen Einrichtungen eine Fortsetzung gefunden. Einem Bericht des kroatischen Fernsehens aus dem Jahre 2009 können wir entnehmen, dass die Goldstickerei an den slawonischen Gewerbeschulen (z. B. in „Antun Horvat" in Dakovo) bis heute gepflegt wird.[13]

Zusammenfassend muss man die zeitliche Abfolge der Goldhauben aus Oberösterreich und Slawonien noch einmal hervorheben. Der Höhepunkt der Goldhaubenkultur in Oberösterreich fand von 1780 bis ca. 1850 statt. Eine Renaissance erfuhren die Goldhauben in Oberösterreich erst in den 1970er-Jahren. Die Goldhauben- und Goldstickereikultur in Slawonien begann erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts infolge von massiven Nationalisierungstendenzen sowie einer erstarkenden Industrie

[11] Österreichische Stickerei in Kunsthandwerk und Industrie a. a. O. Zur Bedeutung der Berufsbildenden Schulen und Lehranstalten in Österreich: Schermaier, Josef: Die Berufsbildenden Vollzeitschulen – ein bedeutender Bildungsfaktor im österreichischen Bildungswesen. In: Salzburger Beiträge 01/2001. S. 63–85, hier S. 81 ff.

[12] Brockhaus. Kleines Konversations-Lexikon. 1911. S. 656 ff. Allein in den von Ungarn verwalteten Regionen, zu denen auch Kroatien und Slawonien gehörte, befanden sich 570 Gewerbeschulen.

[13] Fernsehbericht zur „Goldstickerei in Slawonien". TV-Kroatien vom 8. 3. 2009. etnocentar 17:34.

und verebbte im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts. Massive Erneuerungstendenzen setzten in Slawonien dann Ende der 1980er- und besonders in den 1990er-Jahren ein, zeitgleich mit dem Zerfall des jugoslawischen Staates. Dies verdeutlicht abermals die enge Verbindung von Selbstfindung und Volkskulturpflege in den Kulturgeschichten unterschiedlicher Regionen.[14]

Zur aktuellen Ausstellung in St. Florian

Beim Betrachten der Kopfbedeckungen aus verschiedenen Teilen Europas liegt auf der Hand, dass diese in verschiedenen Regionen zwar unterschiedliche Ausformungen ausgebildet haben, aber dennoch im eigentlichen Sinne vergleichbar sind. Interessanterweise kann man besonders die bestickten Hauben aus Slawonien mit den Goldhauben aus Oberösterreich in Verbindung setzen, da sich in beiden Regionen, v. a. im städtischen Bereich, der „Hang zum Gold" jeweils besonders stark ausgeprägt hat.

Die Ausstellung „Goldhauben – Zlatare" im St. Florianer Sumerauerhof ist reich bestückt mit Leihgaben der Museen in Vinkovci, Zupanja, Osijek und Slavonski Brod. Objekte aus der Sammlung des OÖ. Landesmuseums werden in ihrer Entwicklungsgeschichte den Leihgaben aus Kroatien gegenübergestellt. Vollständige Goldhaubentrachten aus Oberösterreich und Slawonien ergänzen die Ausstellung, um einen Eindruck in die Komplettausstattung zu geben. Schülerarbeiten aus der k. & k. Fachschule für Kunststickerei und Beispiele aktueller Goldstickereien aus beiden Regionen dokumentieren anschaulich die notwendige Technik zur Herstellung der Kopfbedeckungen.

Die sehenswerte Sonderausstellung im Freilichtmuseum Sumerauerhof (4490 St. Florian bei Linz, Samesleiten 15, Tel.: 0 72 24 / 80 31, www.sumerauerhof.at. E-Mail: info@sumerauerhof.at) entstand in Kooperation mit der Österreichisch-kroatischen Gesellschaft OÖ. Öffnungszeiten: bis 31. Oktober 2010, von Dienstag bis Sonntag von 10.00 bis 12.00 und von 13.00 bis 17.00 Uhr.

[14] Eine umfassende Erforschung anderer Regionen Europas unter diesem Gesichtspunkt steht im Bereich der Goldhauben noch aus.

Der Pechölstein beim „Eiserbauer“ in der Mühlviertler Gemeinde Schwertberg im Bezirk Perg

Von Leopold Josef Mayböck

Zur Osterzeit 2009 entdeckte Regina Jöchtl, Nachbarin des Autors, unweit ihres Wohnhauses in der Ortschaft Lina/Gemeinde Schwertberg beim Moossuchen für ein Osternest einen auffallenden Stein, unter dessen Grünbewuchs nach und nach Rillen offenbar nicht natürlichen Ursprungs zum Vorschein kamen. Die von Jöchtl und deren Sohn vorgenommene teilweise Freilegung förderte immer mehr Einkerbungen zutage. Da die an einen Wald angrenzende Stelle aber sehr verwachsen war und der Wurzelstock einer Föhre das Vorhaben überdies behinderte, gaben beide auf. Wenig später kontaktierte mich die Nachbarin mit den Worten, sie glaube, einen Pechölstein gefunden zu haben, und die anschließende Begehung bestätigte diese Vermutung. Tags darauf ging ich mit Haue, Hacke und Säge an die komplette Freilegung, die ein typisch eingemeißeltes ovales Blatt ans Licht brachte. Die Länge betrug 85 cm, die Breite 80 cm, die 90 cm lange Abflussrinne endete in einer näpfchenartigen Vertiefung am Fuß des Blocks.

Der erste auf Schwertberger Gemeindeboden entdeckte und dokumentierte Pechölstein mit eingemeißeltem Blatt und fast einen Meter langer Abflussrinne.
Foto: L. Mayböck

Ein weiterer Nachbar, Ewald Reiter vom ganz in der Nähe gelegenen ehemaligen „Eiserbauerngut“/Lina Nr. 13, machte mich dann auf einen Felsklotz unterhalb des Steines aufmerksam; der Klotz wies drei viereckig ausgestemmte Löcher bzw. Ausnehmungen auf, die einst als Pfostenhalterung für einen Unterstand oder eine Holzhütte gedient haben dürften.

Auf jeden Fall ist dieser Pechölsteinfund nicht nur der vorderhand einzige im Gemeindegebiet von Schwertberg, sondern zugleich der bis dato südlichste im gesamten Unteren Mühlviertel.

Zur Tradition des Pechölbrennens

Das Pechölbrennen blickt im oberösterreichischen Raum auf eine sehr lange Tradition zurück. Bereits 1188 wird ein Florianer Dienstmann erwähnt, der sich

„Marquardus Pechstein" nannte.[1] Erst im ausgehenden 19. bzw. im 20. Jahrhundert verdrängten pharmazeutische und andere Industrieprodukte die Gewinnung und den Gebrauch des Pechöls als Heil- oder Schmiermittel. Die alten Erzeugungsstätten hatten damit praktisch ausgedient, sie wurden zerstört oder im Lauf der Zeit von Mutter Natur überwachsen.

Gänzlich in Vergessenheit geraten ist die Tradition jedoch nicht, immer wieder gibt es Schaubrennen, und viele Regional- und Heimatforscher beschäftigen sich nach wie vor mit dieser volkskundlich höchst interessanten Materie.[2] So mancher Pechölstein wurde inzwischen neu entdeckt, freigelegt und dokumentiert,[3] wobei die Inhaber meist stolz darauf sind, ein solches Relikt zu besitzen.

Sehr gut beschreibt Ernst Fietz in einem seiner Aufsätze den Vorgang des Pechölbrennens,[4] und zwar am Beispiel einer Schauvorführung durch drei *„Pechlbrenner"* auf einem Pechölstein im Gschwandtgraben bei St. Leonhard b. Freistadt (Herbst 1933). Als Material zur Errichtung des Meilers verwendete man Kiengallen, die harzreichen Auswüchse kranker Föhren, die Kernstöcke von Wurzelstöcken und zerkleinertes, harzreiches Föhrenholz. Die untersten, größeren Stücke wurden stabil zusammengebunden, die übrigen Holzsorten pyramidenförmig daraufgeschichtet. Der kunstvolle Aufbau verjüngte sich dadurch zur aus den Spänen gebildeten Spitze hin zunehmend. Schließlich wurde alles sorgfältig mit Rasenstücken verkleidet und mit Erde und Schmiedzunder abgedichtet. Nach altem Brauch zündete man den so hergerichteten Meiler – zur Mittagszeit – oben an, denn er sollte in der Regel binnen 24 Stunden, d. h. langsam, „abglosen".

Die Pechölbrenner hatten darüber zu wachen, dass das Feuer weder ausging noch zu lodern anfing, außerdem mussten sie das ausfließende Öl auffangen. Hiefür stellte man ans Ende der mittleren Rinne ein Auffanggefäß, meist kam auch eine hölzerne Rinne oder Röhre hinzu. War ein Gefäß voll, wurden – je nach Größe des Meilers – neue aufgestellt. Das zuerst gewonnene Pech, wegen seiner dunkelbraunen, fast schwärzlichen Farbe auch *„Pechschmiere"* genannt, bezeichnete man als *„heilsam"*; es konnte durch Beimengung von Fetten (Butter), Honig und zerstoßenen Kräutern zu einer Salbe verarbeitet werden. Das terpentinhaltige Heilmittel eignete sich zur Wundbehandlung bei Geschwüren, Sehnenentzündungen, Gicht u. a. Aber auch in der Tiermedizin wurde es gebraucht, beim Abnabeln von Kälbern, bei Verletzungen der Hufe oder der Klauen, gegen Blähungen und sonstige Leiden. Das im zweiten Gang gewonnene Pechöl ergab, mit Fett aus Schweinsdärmen vermischt, eine gute Wagenschmiere, ebenso ein Dichtungsmittel. Als vielseitig einsetzbares Produkt fehlte es in keinem bäuerlichen Haushalt.

---

1 Marianne Pollak: Archäologische Landesaufnahme Mühlviertel, Fines Transire 17, 2008, S. 34. OÖUB. II. S. 408 n. 277.

2 Johann Bauer und Karl Holzmann: Die Pechölsteine im Bereich der Marktgemeinde Königswiesen, OÖ. Heimatblätter, Jg. 39, Heft 2, Linz 1985.

3 Josef Fürst und Franz Schaufler: Die Pechölsteine im Gebiet von Unterweißenbach und Kaltenberg, OÖ. Heimatblätter, Heft 1/2, Linz 1970.

4 Ernst Fietz: Die Pechölsteine im Oberösterreichischen Mühlviertel, OÖ. Heimatblätter, Heft 3/4, Linz 1968 und 1971.

Geschichte des „Eiserbauerngutes"

Dieses historisch bemerkenswerte Anwesen dürfte im Zuge der hochmittelalterlichen Binnenkolonisation errichtet worden sein, lag also innerhalb des Regensburger *Luß*[5] in der Nähe der Burg Windegg bei Schwertberg. Durch widrige Umstände gelangten im 13. Jahrhundert zahlreiche Güter an den österreichischen Landesfürsten. 1395 wird die *„Eysau"* im Lehensbuch Herzog Albrecht IV. genannt,[6] kam aber im 15. Jahrhundert an die landesfürstliche Burgherrschaft Schwertberg. Ein Teil des Zehents ging seit 1411 an die Starhemberger.[7] Im Riedegger Urbarbuch von 1545 werden eine *„Ober-"* und eine *„Niederaysau"* genannt.[8] Ein *„Ruprecht von Obereisach"* entrichtete 1563 jährlich 5 Schilling, 9 Pfennige bzw. ein halbes Pfund Wachs oder 24 Pfennige an die Grundherrschaft Schwertberg.[9] (Die Abgabeeinheit Wachs legt nahe, dass der Inhaber eine Bienenzucht betrieb.) Im Urbar von 1648 lautet der Hausname noch *„Ober Eysach"*, schon 1680 ist in einer Landgerichtsbeschreibung Windeggs jedoch von einem *„Eissapaurn"* die Rede.[10]

1638 scheinen in den Pfarrmatrikeln von Schwertberg Georg und Magdalena Eisenbauer als Inhaber auf.[11] Es waren das die letzten Besitzer, die noch den Hausnamen als Familiennamen führten. Ihre Nachfolger wurden 1656 Johann und Katharina Raab, einige Jahre später besaß ein Georg Wagenlehner das *„Eisenbauern Gut"*. Im Urbar der Herrschaft Schwertberg von 1680 wird das Bauerngut *„an der Eyssa"* als ein Erbrecht bezeichnet, der Grundbesitz betrug 18 Tagwerk, die 3 dazugehörigen Holzstätten umfassten 2 Tagwerk. An Viehbestand waren vorhanden: 4 Ochsen, 2 Kühe, 2 Galtrinder, 7 Schafe, 3 Schweine. Den Zehent erhielt zu zwei Dritteln der Pfarrer von Schwertberg, zu einem Drittel die Herrschaft Schwertberg. Das Kaufrecht betrug 260 Gulden.[12]

Von Georg Wagenlehner ging der Besitz an dessen Sohn Johann über, nächste Inhaber wurden Martin und Rosina Brandstätter; sie und ihre Nachkommen blieben bis 1785 Eigner des Eiserbauerngutes. Bereits im Josephischen Lagebuch von 1786 werden Andreas und Anna Maria Huber genannt. Der Grundbesitz bestand aus 13 Joch Feldern und Äckern, 4 Joch Wiesen, 1 Joch Hutweiden und 8 Joch Wald. Gesamt: 26 Joch. Die Gründe liegen innerhalb der *„Bayrböck"*- und der *„Oberen Asanger"* Flur: *„Brunnwiesel" (Köhbrunnen* – noch vorhanden), *„Hauspoint, Sommerleiten, Steingrabenholzstatt, Hausgarten, Hausgartenacker, Saureissen Laa Holzstatt, Hauswiesen, Schwertberger Laa, Oyreholzstatt, Unteres Asangerfeld, Steingrund, Oberes Feld, Nassgallen"*.[13]

---

[5] Der Landstreifen zwischen den Flüssen Aist und Naarn wurde jahrhundertelang als Regensburger Luß bezeichnet. 853 Schenkung durch Grenzgraf Wilhelm an das Reichskloster St. Emmeram in Regensburg. OÖUB. II. S. 16, n. 12.

[6] Ottmar Hageneder: LB. Albrecht IV.

[7] Leopold Mayböck: Die Herrschaften von Windegg und Schwertberg vom 14. bis 16. Jahrhundert, Windegger Geschichtsblätter Bd. II. Schwertberg 1990, S. 124.

[8] Urbar Riedegg 1545, f. 142, OÖLA Linz.

[9] Urbar Schwertberg 1563 m f. 7, OÖLA Linz.

[10] Archiv für österreichische Geschichte, Nr. 94, Wien 1906, S. 300.

[11] Josef Heider: Register zu den Kirchenbüchern Schwertberg, Bd. 1 bis 2, Wien 1968.

[12] Urbar Schwertberg Hg., 16, f. 6, OÖLA Linz.

[13] Josephinisches Lagebuch: Steuergemeinde Windegg, OÖLA Linz.

Das „Eiserbauerngut", Ortschaft Lina Nr. 13/Schwertberg. Die Ansicht stammt aus dem Jahr 1990. Foto: L. Mayböck

1826 war ein Michael Aunikel Besitzer des damals unregelmäßig gemauerten Vierseithofes. Um 1900 brannte ein Teil ab, der Bauer verkaufte daraufhin das Anwesen mitsamt den Gründen an den Steinindustriellen Anton Potschacher aus Mauthausen, der hier zwei Steinbrüche errichtete und das Bauernhaus als Quartier für die Arbeiter nützte. 1930 erwarb es die Kaolinbergbaugesellschaft „Kamig". Die meisten Gründe wurden aufgeforstet, da man für den Bergbau sehr viel Holz benötigte. Wieder bewohnten Firmenarbeiter das Haus. 1943 erwarb die Familie Michael und Adelheid Reiter den ehemaligen Hof, zu dem noch 2 Joch Grund gehörten. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde das Gut erweitert und adaptiert, von den fünf Kindern erhielt es Ewald Reiter – jetzt steht das Objekt bereits im Besitz seines Sohnes Christian. Während der folgenden Jahrzehnte entstand nebenan eine kleine Siedlung aus mittlerweile neun Privathäusern. In diesem Dorf leben, außer Ewald Reiters Schwester Regina (Jöchtl), u. a. auch der Autor und seine Frau Helga.

Schlüssige Hinweise auf frühere Eisenerzeugung

Der Hausname *„Eiser"*, mittelhochdeutsch *„Iser"*, verweist klar auf eine einstige Eisen-Erzeugungsstätte.[14] Im Mittelalter baute man wegen Eisenknappheit manchmal auch Rasenerze und eisenhaltiges Gestein ab, welches in primitiven, aber funktionstüchtigen Öfen aus Lehm ausgeschmolzen und durch wiederholtes Erhitzen sowie Aushämmern gereinigt und zu Eisenbarren verarbeitet wurde.[15] Auch Christian Steingruber

[14] Deutsches Namen-Lexikon: Verlag Gondrom 1967, S. 120.

[15] Wolfgang Frosse: Wikinger-Germanen, Nordische Königreiche, Verlag Nikol 2008, S. 45. Leopold Mayböck: Die Flurnamen in der Ortschaft Lina, Windegger Geschehen, 31. Ausgabe, 2009, S. 12.

erwähnt in seinen Abhandlungen über den Kürnberg die sogenannte Rasenerzgewinnung.[16] Im primitiven tagbauartigen Bergbau wurde in nassen, moorigen Sumpfgebieten Erdreich abgegraben (geschürft); die dabei oft entstandenen Gruben bezeichnet man als Pingen.

Im Südosten des ehemaligen „Eiserbauerngutes", unterhalb des 2009 entdeckten Pechölsteins, findet sich ebenfalls ein sehr feuchter, sumpfiger Graben, wo – in der sogenannten *„Saureissen Laa"* – ein kleines Rinnsal entspringt. Das Gelände zeigt noch heute unverkennbare Spuren einer früheren Abbautätigkeit; das Terrain wirkt sehr unruhig mit seinen vielen stufenförmigen Trassen und Ausbuchtungen entlang des in westlicher Richtung fließenden Bächleins, das in den Bayrböckbach mündet. Alle Fakten deuten auf eine Abbaustelle (von Sumpf- oder Rasenerz) und damit auf die entsprechende Herkunft des Hausnamens *„Eisa oder Eiser"* hin.

Die *„Untere Eysa"* erstreckt sich nordöstlich des Marktes Schwertberg, wo auf dem Kamm einer markanten Erhebung der „Bauer am Berg" liegt. Ein Teil dieses Geländes – der aufgelassene Steinbruch beherbergt die überregional bekannte „Aiser-Bühne" der Laienspielgruppe Schwertberg – hat sich durch den jahrzehntelangen Steinabbau nachhaltig verändert. In den 1990er-Jahren wurde oberhalb des Steinbruchs auf einer Hochfläche ein Haus errichtet, wobei die Baggerungsarbeiten für den Keller und die nötigen Geländebegradigungen beachtliche Mengen an Eisenschlacke und Keramikfragmenten zum Vorschein brachten; leider wurden die eventuell aufschlussreichen Artefakte nicht geborgen, sondern wieder einplaniert.

Es ist durchaus möglich, dass sich hier ehedem ein Verhüttungsplatz von Eisen befand, der dieser Stelle den bis heute gebräuchlichen Namen *„Aiser"* eingetragen hat.

Sonstige Pechölsteinfunde im Unteren Mühlviertel

Zum Schluss ein kurzer Blick auf andere, dokumentierte Pechölsteinfunde, die heimatkundliche Streifzüge durch das Untere Mühlviertel in den letzten Jahren bzw. Jahrzehnten ergeben haben.

Hinter einem Nebengebäude des Anwesens Mayr in der Pernau/Pfarre Neumarkt liegt das Fragment eines insofern besonderen Pechölsteines, als dieser transportabel war und bei Bedarf

Fragmentarisch erhaltener transportabler Pechölstein beim Aufgang zum Gasthaus Schmidt (Hoftaverne) in Reichenstein/Gemeinde Tragwein.

Foto: L. Mayböck

[16] Christian Steingruber: Forschungsraum Kürnberg, OÖ. Heimatblätter, Heft 3/4, Linz 2007, S. 169.

überall dorthin gebracht werden konnte, wo man gerade Pechöl zu brennen beabsichtigte. (Bei diesem Bauernhaus ortete man auch die Erdsubstruktion eines Sitzes; der Hügel wurde in der Zwischenzeit jedoch leider abgetragen.)

Das Fragment eines weiteren beweglichen, kleinen Pechölsteins säumt den Aufgang zum Gasthaus Schmidt/Hoftaverne in der Ortschaft Reichenstein, Gemeinde Tragwein. Inhaber Erich Schmidt war bei Hausumbauarbeiten darauf gestoßen. Durch die kreisrunde Ausführung weicht das Blatt von der üblichen Form etwas ab.

Gleichfalls in Tragwein, in der Nähe des Bauerngutes Großpühringer in der Ortschaft Haarland Nr. 2 – auf einem Grundstück von Franz Karlinger aus der Ortschaft Lugendorf – fand sich vor Jahren ein Exemplar mit derselben ungewöhnlich kreisrunden Blattform (Durchmesser 50 cm). Die mittlere Rinne mündet in eine viereckig ausgestemmte Auffangstelle von 30 cm Breite, 24 cm Tiefe und 32 cm Höhe – eine relativ große Ausnehmung zum Einstellen des Auffanggefäßes.

Ein schön ausgeprägter Pechölstein mit blattförmig angeordneten Rillen wurde 1986 von Heimatforscher Karl Kitzmüller beim Bauerngut Baumgartner in der Ortschaft Baumgarten Nr. 1, Gemeinde Allerheiligen, entdeckt, freigelegt und gemeinsam mit Leopold und Helga Mayböck dokumentiert. Das Waldstück, in dem der Stein liegt, trägt den Flurnamen *„Kohlstatt"*. Der *„Hof datz dem Paungarten"* wurde erstmals um 1300 als Kapeller Lehen erwähnt.[17]

In Allerheiligen, seiner Heimatgemeinde, war K. Kitzmüller 1986 auch unweit des Bauerngutes Schneiderberger (Ortschaft Baumgarten Nr. 4 , Wiesgrabenholz) fündig geworden.[18] Der granitene, ebenso in Zusammenarbeit mit dem Autor und dessen Frau dokumentierte Pechölstein hat seinerseits das seltenere kreisrunde Blatt (Breite 48 cm); die mittlere Rille (durchgehende Gesamtlänge 75 cm) reicht auf beiden Seiten über dieses hinaus, besitzt am oberen Ende Lanzettenform und schließt in einer quadratischen Ausnehmung. Urkundlich erstmals erwähnt wird das „Schneiderberger Gut" – wie das Baumgartner'sche – im Kapeller Lehenbuch von 1300.[19]

---

[17] Kapeller Lehenbuch um 1300, HHSTA Wien, HS. Böhm 37.

[18] Zu den wichtigsten Veröffentlichungen von Karl Kitzmüller (* 1922, † Jänner 1998) zählen die Beiträge zum Heimatbuch Tragwein (1987) und zu jenem von Allerheiligen (1990).

[19] Carl Plank: Das Urbar der Herren von Kapellen von 1300, Festschrift zum 200-jährigen Bestehen der Hof- und Staatsdruckerei, Bd. 1, Wien 1949, f. 8/20.

Helga Riemann (1924–2004): Zu Vita und Werk einer wichtigen oberösterreichischen Komponistin*

Von Tina Bayer und Wolfram Ziegler

Einleitung

Die Musikgeschichte Oberösterreichs beherrscht zweifelsfrei ein Komponist: Anton Bruckner (1824–1896).[1]

Trotzdem gab und gibt es im „Musikland OÖ" auch nach seinem Tod bis heute eine Reihe bedeutender Tonschöpfer. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien Franz Xaver Müller (1870–1948), Josef Kronsteiner (1910–1988), Helmut Eder (1916–2005), Fridolin Dallinger (* 1933), Balduin Sulzer (* 1932), Helmut Schiff (1918–1982), Augustinus Franz Kropfreiter (1936–2003), Gunther Waldek (* 1955), Frida Kern (1881–1988), Rudolf Jungwirth (* 1955) und Helmut Rogl (* 1960) genannt.[2] Man kann von einer durchaus lebendigen oö. Musikszene sprechen, die außer kompositorischem Schaffen natürlich auch andere Aspekte umfasst.[3] Dass in obiger Aufzählung mit Frida Kern nur eine einzige Frau vertreten ist, verwundert angesichts der Kongruenz mit vielen anderen Gesellschaftsbereichen wenig.

Neben F. Kern stellt Oberösterreich aber noch eine zweite wichtige Komponistin: Helga Riemann. Biografie und Wirkungsgeschichte dieser außerordentlich facettenreichen Künstlerin und

* Eine ausführliche Studie zu Helga Riemann wird im Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines/Gesellschaft für Landeskunde abgedruckt; № 154/155 (2009/10).

1 Die starke Rezeption seiner Werke hängt neben dem Rang wohl auch mit deren gattungsmäßiger Vielfalt zusammen, die vom Sinfonischen bis zur Vokal- und zur Kammermusik reicht. Siehe dazu Renate Grasberger, Werkverzeichnis Anton Bruckner (Tutzing 1977), und zum Biografischen Mathias Hansen, Anton Bruckner (Leipzig 1987), sowie Manfred Wagner, Anton Bruckner (Wien 1995).

2 Biografisches mit weiterführender Literatur zu Müller bei Josef Mayr-Kern, Franz Xaver Müller (Linz 1970); zu Kronsteiner bei Helmut Zöpfl, Josef Kronsteiner. Der Chormeister (Aspach 2003); zu Eder bei Uwe Harten, Art. Helmut Eder, in: Oesterreichisches Musiklexikon (künftig: OML), Bd. 1 (Wien 2002), S. 360; zu Dallinger bei Elisabeth Th. Hilscher, Art. Fridolin Dallinger, in: ebenda, S. 295; zu Sulzer bei Alexander Rausch, Art. P. Balduin Sulzer, in: OML, Bd. 5 (Wien 2006), S. 2357, und Franz Ketter (Hg.), Balduin Sulzer (Linz 1992); zu Helmut Schiff bei Christian Fastl, Art. Familie Schiff, Helmut, in: OML, Bd. 4 (Wien 2005), S. 2068; zu Kropfreiter bei Uwe Harten, Art. Augustinus Franz Kropfreiter, in: OML 3 (Wien 2004), S. 1180; zu Waldek bei Christian Fastl/Alexander Rausch, Art. Gunther Waldek, in: OML 5 (wie oben), S. 2578; zu Kern bei Uwe Harten, Art. Frida Kern, in: OML 2 (wie oben), S. 988 f.; zu Jungwirth bei [Erich Posch], Eferdinger Komponisten, in: Franz Kaindl (Schriftleitung), Eferding. Stadt an der Nibelungenstraße (Ried im Innkreis [2002]), S. 282, und Uwe Harten, Art. Rudolf Jungwirth, OML, Bd. 2 (Wien 2003), S. 922; zu Rogl bei Uwe Harten, Art. Helmut Rogl, in: OML, Bd. 4 (wie oben), S. 1942.

3 Etwa die Ausbildungsstätten der Landesmusikschulen, der Musikschule Linz, aber auch das Landestheater und das Brucknerorchester sowie unzählige andere Ensembles.

Pädagogin,[4] die nach der Flucht aus ihrer deutschen Heimat ab 1944 im Lande ob der Enns einen neuen, dauerhaften Lebensmittelpunkt gefunden hatte, seien hier anhand der wesentlichsten Etappen skizziert.

Frühe Jahre

Helga Riemann wurde am 8. Juni 1924 als Tochter des Juristen Hans Riemann (1882–1953) und Thea Lindenbergs (1892–1953) in der sächsischen Großstadt und Kulturmetropole Leipzig geboren. Der Vater hatte Klavier- und Kompositionsunterricht bei keinem Geringeren als Max Reger genommen[5] und war ein Sohn des berühmten Musikwissenschafters Hugo Riemann (1849–1919), dessen bekannteste Publikation, das Riemann-Musiklexikon, noch heute zu den Standardwerken der lexikalischen Literatur gehört.[6] Enkelin Helga wurde also in eine bedeutende Musikerfamilie hineingeboren und genoss eine breit gefächerte musikalische Ausbildung.

Mit acht Jahren erhielt sie Klavierunterricht bei Maria Charlotte Voigt, zwischen 1937 und 1940 wurde sie von Amadeus Nestler im Fach Gesang unterrichtet.[7] Neben dem schulischen Bildungsweg, der sie von der Volksschule zum Gymnasium führte, sang sie seit dem zwölften Lebensjahr im Martin-Luther-Kirchenchor und seit dem 14. Lebensjahr im berühmten Gewandhauschor Leipzig.[8] 1939 bestand Riemann die Aufnahmsprüfung für Klavier und Gesang am Leipziger Konservatorium; das Fach Gesang belegte sie bei Reinhold Gerhardt, Klavier bei Hans Hermann.[9] Mit 18 Jahren erhielt sie einen Lehrauftrag an der Musikschule Leipzig und wenig später an deren Zweigstelle in Böhlen eine Lehrverpflichtung für Musiktheorie, Gesang und Klavier.[10] Als Nebenfach belegte Riemann Tonsatz bei Johann Ne-

---

4 Biografisches zu Helga Riemann zuletzt bei Tina Bayer, Helga Riemann (1924–2004) (masch. DA, Wien 2009) mit der älteren Literatur. Siehe auch Christa Ritzinger, Helga Riemann (Salzburg 2004), gedruckt im Eigenverlag, hier zitiert aus dem Nachlass Helga Riemann im Privatbesitz ihrer Söhne (künftig: NL H. R.), sowie Gerlinde Haas, Helga Riemann, in: Eva Marx, Gerlinde Haas (Hg.), 210 österreichische Komponistinnen. Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Salzburg 2001), S. 313–317.

5 Dies und das Folgende nach NL H. R.: handgeschriebener Lebenslauf von Hans Riemann vom 8. 12. 1946, sowie Bayer, Riemann (wie Anm. 4), S. 12 f. Zu Reger vgl. Hermann Unger, Max Reger. Mensch und Werk (Lohmar 1998); Susanne Popp, Art. Max Reger, in: Neue Musik in Geschichte und Gegenwart. Personenteil, Bd. 13 (Kassel u. a. 2005), Sp. 1402–1433.

6 Es erschien erstmals 1882 in Leipzig. Zu Hugo Riemann zuletzt Tatjana Böhme-Mehner, Klaus Mehner (Hg.), Hugo Riemann (1849–1919). Musikwissenschafter mit Universalanspruch (Köln/Wien 2001), und Michael Arntz, Hugo Riemann (1849–1919). Leben, Werk und Wirkung (Köln 1999).

7 Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn-Bartholdy" Leipzig, Hochschulbibliothek/Archiv: Inskriptionsunterlagen Helga Riemann.

8 Zudem trat sie der Rundfunkspielschar bei, wodurch sie vom Dienst im Bund Deutscher Mädchen/BDM befreit war. Siehe Ritzinger, Riemann (wie Anm. 4), S. 17 f. Zum BDM zuletzt Birgit Retzlaff, Jörg-Johannes Lechner, Bund Deutscher Mädel in der Hitlerjugend (Schriftenreihe Studien zur Zeitgeschichte 66, Hamburg 2008).

9 Ritzinger, Riemann (wie Anm. 4), S. 17 f.

10 Ritzinger, Riemann (wie Anm. 4), S. 21–23.

Helga Riemann in jungen Jahren. Das aus der Leipziger Studienzeit stammende Foto, abgedruckt in der Diplomarbeit von Mag. Tina Bayer, befindet sich im Besitz der Brüder Schiff.

pomuk David.[11] Ihrem bald aufkeimenden Wunsch, Tonsatz im Hauptfach zu studieren, stellte sich David zunächst entgegen, ließ sie aber letztlich dennoch als Hauptfachstudentin zu. Riemann selbst beschrieb die vier Jahre bei David als prägend. Polyfonie, die Entwicklung eines Themas und die Bindung an eine bestimmte Form seien dabei ausschlag- und richtunggebend gewesen.[12]

Flucht aus Leipzig

Ende 1943, als das Konservatorium kriegsbedingt geschlossen worden war, floh sie wegen der ständigen heftigen Bombenangriffe zusammen mit ihrem späteren Gatten, dem Komponisten Helmut Schiff, der ebenfalls bei David in Leipzig studiert hatte, nach Oberösterreich. Der oö. Komponist Balduin Sulzer, der Riemann in der Musikschule Linz als hoch gebildete, charismatische Persönlichkeit kennengelernt hatte, weiß zu erzählen, dass sie sich ihm gegenüber nie als Tondichterin bezeichnet, sondern bescheiden immer nur davon gesprochen habe, Tonsätze zu fertigen. Nach Sulzer sei bei diesem Selbstbild „einiges zusammengekommen“: Komponistinnen waren zu jener Zeit noch etwas Außergewöhnliches, und er – Sulzer – habe damals den Eindruck gehabt, dass sie Helmut Schiff künstlerisch „nicht in die Quere kommen“ wollte. Aber gut klingende Sätze seien für Riemann, so Sulzer, „abseits dieser Beobachtung stets von großer Bedeutung gewesen“.[13] Helga war seit Pfingsten 1943 mit H. Schiff verlobt, auf seiner Flucht hatte das Paar am 12.

[11] Geboren 1895 in Eferding (OÖ), gestorben 1977 in Stuttgart. David war 1934 an das kirchenmusikalische Institut des Konservatoriums (seit 1941 staatliche Hochschule) Leipzig berufen worden, wo er 1942 kommissarischer Rektor der Hochschule wurde, s. Maren Goltz, Das kirchenmusikalische Institut. Spuren einer wechselvollen Geschichte (Leipzig 2001), S. 40. Biografische Angaben bei Erich Posch, Im Gedenken an Johann Nepomuk David, in: Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz 11/1 (Linz 1996/97), S. 47–53.

[12] Bayer, Riemann (wie Anm. 4), S. 18.

[13] Interview von Wolfram Ziegler mit Balduin Sulzer am 19. 6. 2009. Sulzer berichtet auch, sie seien beide bei Kompositionswettbewerben in der Jury gesessen, wobei er öfter die Tonsätze mitgeschrieben habe. Riemann habe einmal einer so gut gefallen, dass er ihn ihr geschenkt habe. Zu Helmut Schiff siehe Fastl, Familie Schiff (wie Anm. 2), S. 2068.

Lehrer und Förderer Helga Riemanns: der aus Eferding gebürtige Komponist Johann Nepomuk David (1895–1977). *Foto: Privatbesitz der Familie David*

Jänner 1944 in Bratislava standesamtlich geheiratet und ließ sich drei Wochen danach, am 30. Jänner 1944, in Walding bei Linz kirchlich trauen.[14] Die Vermählung nahe der oö. Landeshauptstadt ergab sich dadurch, dass die beiden am 13. Jänner zu einem Konzert von J. N. David nach Linz gekommen waren. Laut Riemann war das eine „Schicksalsstunde" gewesen, denn wie David blieb das Paar in Oberösterreich; in Gmunden sollte Helga Riemann mit einer mehrjährigen Unterbrechung den Rest ihres Lebens verbringen.[15]

Leben in Oberösterreich

Nach der Ankunft in Oberösterreich verhalf J. N. David den Eheleuten Schiff zu einer Anstellung an der Musikschule Gmunden, wodurch ihnen Anspruch auf ein Notdomizil im Kellergeschoss einer Villa zufiel, das beide zunächst sieben Jahre lang bewohnten. Am 17. Dezember 1949 kam der erste Sohn Hans Christian,[16] am 18. November 1951 der zweite Sohn Heinrich zur Welt.[17]

In der ersten Gmundener Zeit beschränkte sich Riemanns kompositorisches Schaffen hauptsächlich auf Stücke,

[14] Ritzinger, Riemann (wie Anm. 4), S. 23–25.
[15] Ebenda, S. 25.
[16] Biografische Informationen zu Christian Schiff bei Bayer, Riemann (wie Anm. 4), S. 21 f.
[17] Biografische Informationen zu Heinrich Schiff bei Christian Fastl, Art. Familie Schiff, Heinrich, in: OML 4 (wie Anm. 2), S. 2068.

die für ihr pädagogisches Wirken an der Musikschule benötigt wurden.[18] Parallel kümmerte sich Helga v. a. um den Haushalt und die Kinder. 1953 nahm die Familie Schiff vorübergehend Abschied von der Traunseestadt, um das Lehrangebot einer Waldorfschule in Hamburg wahrzunehmen.[19] Nach nur fünf Jahren jedoch beendete man das Engagement, weniger aus beruflichen Gründen, vielmehr deshalb, weil sich die Schiffs in Hamburg nie wirklich heimisch fühlten. So kehrte das Paar mit den zwei Söhnen 1959 wieder nach Gmunden in Oberösterreich zurück.

Pionierprojekt „Musiktherapie"

Im Jahr darauf begann für H. Riemann die Phase der Auseinandersetzung mit etwas völlig Neuem: Sie etablierte an der Linzer Landes-Heil- und -Pflegeanstalt Niedernhart, heute Landesnervenklinik Wagner-Jauregg, den Einsatz der Musiktherapie, ein Projekt, das ihr den Ruf als „Pionierin auf diesem Gebiet in Österreich" eintrug. – In den USA hatte die neue Therapieform bereits seit den 1950er-Jahren zunehmend an Akzeptanz gewonnen.[20] „Dieses Pilotprojekt war wirklich eine Sternstunde", so Helga Riemann später.[21] Sohn Heinrich Schiff, als Violoncellist und Dirigent seit Langem weltbekannt, über die Arbeit der Mutter mit den Anstaltspatienten: „Es war schlicht eine Sensation. Und die Leute haben sie geliebt!"[22]

Helga Riemann als freischaffende Komponistin

Ab 1971, nach Auslaufen des Engagements als Musiktherapeutin, widmete

[18] Ein detailliertes Werkverzeichnis sowohl in chronologischer Ordnung als auch nach Gattungen bei Bayer, Riemann (wie Anm. 4), S. 54–62. Dieser didaktische Zugang zur Musik war ihr immer wichtig, wie auch Balduin Sulzer berichtet: „Was ich von ihr gehört habe, wurde oft in Vortragsabenden gespielt, das war machbar geschrieben, dass es eine Herausforderung war, aber eben so, dass Junge das spielen konnten. Sie wählte immer einen Mittelweg. Es war weder zu leicht noch zu schwer. Musik muss gespielt werden. Ein moderner Komponist muss froh sein, wenn sein Werk einmal aufgeführt wird. Das Kunstwerk entsteht ja erst im Moment der Rezeption. Da kann man dann nur niederknien, wenn das gelingt. Und ihr ist es gelungen." Interview (wie Anm. 13).

[19] Es handelte sich hier um die Rudolf-Steiner-Schule in Hamburg-Nienstedten. Nähere Infos zur Schule und zur dort angewandten Waldorfpädagogik siehe auch: www.waldorfschule-nienstedten.de.

[20] Zur Geschichte der Musiktherapie siehe Bayer, Riemann (wie Anm. 4), S. 31–33, sowie Herbert Bruhn, Musiktherapie. Geschichte – Theorien – Methoden (Göttingen 2000). Weitere Informationen zur Musiktherapie: Hans Helmut Decker-Voigt, Aus der Seele gespielt. Eine Einführung in die Musiktherapie (München 2000); Hinrich van Deest, Heilen mit Musik. Musiktherapie in der Praxis (Stuttgart 1994). Riemann machte das ehrenamtlich, weswegen auch kein Personalakt erhalten ist. Prof. Dr. Gustav Hofmann, damals Oberarzt in Niedernhart, erklärt dazu: „Sie hat die Musiktherapie dem damaligen Primar Schnopfhagen zuliebe gemacht. Es gab so etwas in Oberösterreich zuvor nicht, sondern nur in Wien. Durch ihr Wirken wurde der Bedarf erst entdeckt. Riemann war eine Pionierin auf diesem Gebiet, denn das wurde damals einfach noch nicht ernst genommen. Sie hat dies zudem kostenlos gemacht." Interview von Wolfram Ziegler mit Prof. Dr. Gustav Hofmann am 19. 5. 2009.

[21] Siehe dazu Ritzinger, Riemann (wie Anm. 4), S. 42.

[22] Interview von Tina Bayer mit Heinrich Schiff am 11. 5. 2009. Zitiert nach: Bayer, Riemann (wie Anm. 4), S. 34. Riemann hatte generell ein Talent, Menschen zu begeistern. So erzählt Balduin Sulzer: „Als ich musikalischer Leiter der Jeunesse in Linz war (Jeunesse ist ein in ganz Österreich tätiger Konzertveranstalter, der besonders die Vermittlung von Musik an Kinder und Jugendliche zum Ziel hat, Anm. der Verf.), machte Frau Rie-

*Genießt als Violoncellist Weltruf und ist auch als Dirigent international erfolgreich tätig: Helga Riemanns zweiter Sohn Heinrich Schiff (*18. 11. 1951). Foto: Künstlersekretariat Schoerke, Hannover*

sich Riemann schwerpunktmäßig wieder dem freien kompositorischen Schaffen. Viele ihrer Werke erlebten in Oberösterreich die akklamierte Uraufführung.[23]

Nebenbei unterrichtete sie von 1972 bis 1975 den mittlerweile sehr erfolgreichen österreichischen Komponisten Rudolf Jungwirth;[24] der Lehrplan umfasste den hindemithschen Tonsatz, Kontrapunkt und vor allem jede Menge praktischer Übungen, wie zum Beispiel das Bearbeiten von Haydnfragmenten oder das Schreiben einer Sonate im Beethovenstil.[25] Nach und nach entstanden so im Tonsatzunterricht bei Helga Riemann auch die ersten, frühesten Kompositionen Jungwirths.

1984, im Alter von 60 Jahren, trat Riemann aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand. Der 70. und der 75. Geburtstag der Künstlerin waren Anlässe für ehrende Matineen, wobei neben Werken der „Wegbegleiter" Johann Nepomuk David, Paul Hindemith und Johann Sebastian Bach auch viele ihrer eigenen Kompositionen erklangen.[26]

In Anerkennung ihrer pädagogischen Verdienste wurde Helga Riemann 1982 der Professorentitel verliehen, für ihr musikalisches Schaffen erhielt sie 1987 den Oberösterreichischen Landeskulturpreis, 1988 den Kunstwürdigungspreis der Stadt Linz, 1994 die Kulturmedaille des Landes Oberösterreich und 1995 die Verdienstmedaille in Gold der Stadtgemeinde Gmunden.[27]

Helga Riemann starb am 19. November 2004 in der Traunseestadt, wo sie auch ihre letzte Ruhestätte fand.[28] Als

mann die Einleitungen. Sie ging sehr gut auf die Kinder ein und hatte großes Charisma. Sie sprach dabei frei. Es ging ihr um das Hic et Nunc. Die Kinder haben dabei die Scheu verloren und ihr gebannt zugehört." Interview (wie Anm. 13).

23 Zu den wichtigsten Werken dieser Zeit gehören die erste Szene aus dem „Martyrium der hl. Caecilia" (szenisches Oratorium, UA: 27. 2. 1970, Linz), „Sonatine Nr. 2, Hommage an Franz Schubert" (UA: 11. 4. 1973, Linz), „Konzert für zwei Trompeten und Streicher" (UA: 30. 1. 1977, Linz) u. v. m. Zu Helga Riemann als freischaffender Komponistin siehe auch Bayer, Riemann (wie Anm. 4), S. 41–46. Sämtliche Kompositionen aus dem Nachlass Helga Riemann im Privatbesitz ihrer Söhne.

24 Literatur zu Jungwirth in Anm. 2.

25 Mündliche Mitteilung von Rudolf Jungwirth an Tina Bayer am 10. 11. 2009.

26 Informationen zu den Matineen: Bayer, Riemann (wie Anm. 4), S. 50–52.

27 Sämtliche Urkunden im Nachlass Helga Riemann.

28 Das Begräbnis fand am 1. Dezember 2004 auf dem städtischen Friedhof in Gmunden statt.

Künstlerin wie als Pädagogin mit persönlich unverwechselbarem Charisma hat sie in Oberösterreich, aber auch darüber hinaus viele Menschen für die Schönheiten und den Wert der Musik entfacht und begeistert. Das Werk und seine Vermittlung waren ihr stets das erste und oberste Anliegen gewesen. Einstige Schüler und ein empfängliches Publikum werden es in Zukunft weitertragen.

Das Werk

Das riemannsche Werkregister umfasst mehr als siebzig Kompositionen, darunter 45 für Orchester- und Kammermusik und rund zwanzig gemischt besetzte Stücke für Vokalmusik.

Helga Riemanns reges Wirken auch als Publizistin bzw. Autorin bezeugen literarische Texte, autobiografische Schriften sowie zahlreiche Fachartikel und -kommentare.[29]

[29] Siehe Bayer, Riemann (wie Anm. 4), S. 54 ff.

Buchbesprechungen

Josef Fuchs (Hg.), Bundesabgabenordnung und Landesabgabenordnungen. *Verlag Österreich, Wien 2009. 268 Seiten, broschiert, EUR 42,00.*

Jedenfalls Juristen ist klar, dass eine Verwaltungsreform ohne gleichzeitige Reform der Gesetzgebung zum Scheitern verurteilt ist. Wie sollen bei einer stetigen Zunahme von Gesetzen, die zur Regelung der Einzel- und Gesamtinteressen offenbar notwendig sind, die Verwaltungstätigkeiten abnehmen? Nun erfolgte ganz ohne mediales Getöse durch das Abgabenverwaltungsreformgesetz – AbgVRefG, BGBl. I 20/2009, die Erweiterung des Anwendungsbereiches der Bundesabgabenordnung – BAO auf Landes- und Gemeindeabgaben, ein kleiner, aber anerkennenswerter Reformschritt! Die Einzelheiten der am 1. Jänner 2010 in Kraft getretenen Reform enthält die oben angeführte Ausgabe.

Josef Demmelbauer

Hasso Hofmann, Recht und Kultur. Drei Reden. *Wissenschaftliche Abhandlungen und Reden zur Philosophie, Politik und Geistesgeschichte, Bd. 55. Verlag Duncker & Humblot, Berlin 2009. 92 Seiten, EUR 28,00.*

Das Recht ist zeit-, raum- und kulturabhängig. Daher kann es, wie Hegel in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte formulierte, „in Europa … keine Salomos geben". Der alttestamentarische Inbegriff des gerechten Richters und weisen Herrschers hat nämlich nach dem Siegeszug der Gewaltenteilungslehre Montesquieus und der Aufklärung, dem „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit" (Kant), im heutigen Europa ausgedient. Das rechtfertigt aber nicht die insbesondere von den USA betriebene – regelmäßig gescheiterte – missionarische Aufpfropfung des westlichen Demokratiemodells auf noch dem Stammesbegriff verpflichtete Staatsverbindungen der Dritten Welt.

Recht und Kultur: Drei Reden des Würzburger Rechtsphilosophen Hasso Hofmann kreisen um dieses Thema. Auf die erste Rede wurde bereits bei der Besprechung von Bd. 48 der oben angeführten Reihe verwiesen (OÖ. Heimatblätter 2008, H. 3/4, S. 264, sowie FN 29 auf S. 259). Die zweite Rede hat die vorhin zitierte Hegel-Stelle zum Titel und geht der Geschichte des Begriffspaars Recht und Kultur nach. Recht (= Jus) ist nach römischer Juristendefinition „ars boni et aequi", also die „Wissenschaft von dem, was recht und billig ist" (Gustav Radbruch, Kleines Rechts-Brevier). Gebräuchlicher ist die Übersetzung des vieldeutigen Wortes „ars" mit Kunst. Um zu erkennen und anzuwenden, was „recht und billig" im Einzelfall ist, bedarf es oft der Kunst des Einfühlens. Von da ist der Weg nicht weit zur Kultur im heutigen Verständnis, das sich auch im Begriff einer „europäischen Rechtskultur" äußert. Ursprünglich verstand man unter „Kultur" die Bearbeitung und Pflege des Bodens zur Nahrungsgewinnung, also die Agrikultur; Cicero hat sie zur Kultur des Geistes (cultura animi) verfeinert, woraus sich schließlich im deutschen Sprachraum die Unterscheidung von Zivilisation und – höherwertiger – Kultur entwickelt hat.

Die dritte – faszinierende – Rede ist dem Problemkreis „Recht, Politik und Religion" gewidmet und konstatiert ungeachtet der Bewährung der weltanschaulich neutralen Verfassungsordnung (S. 85 ff.) eine Wiederkehr des Religiösen in der säkularisierten Gesellschaft, und zwar nicht nur in der Form des Terrorismus islamischer Fundamentalisten. In der berechtigten Angst davor werden die „vielen verschiedenen engstirnigen Orthodoxien mit Totalitätsansprüchen auf das richtige Leben" (S. 77) in der europäischen Geschichte vergessen, verständlich, sind doch deren Gefahren eben nur noch Geschichte.

Alles in allem: Drei lesens- und bedenkenswerte Reden!

Josef Demmelbauer

Matthias Tresselt, Friedrich Schiller und die Demokratie. *Tübinger Schriften zum Staats- und Verwaltungsrecht, Bd. 81. Verlag Duncker & Humblot, Berlin 2009. 210 Seiten, broschiert, EUR 69,80.*

2009 war im kulturellen Bereich das Jahr, in dem so unterschiedlicher Erscheinungen des geistigen Lebens wie Schiller und Darwin gedacht wurde. Darwin, dessen revolutionäre Theorie der Evolution den biblischen Schöpfungsbericht in seinen Grundfesten erschüttert hat, wurde 200 Jahre davor geboren, Schiller, mit Goethe der Gipfel der Weimarer Klassik, 250 Jahre davor. 10 Jahre jünger als Goethe starb er, noch nicht 46-jährig, 1805 in Weimar. Schillers Einstellung zur Demokratie geht die vorliegende – staatsrechtliche – Tübinger Dissertation nach. Zu welcher Demokratie? So fragt man sich

zu allererst. Denn: „Demokratie ist das die Geister im 19. und 20. Jahrhundert fast allgemein beherrschende Schlagwort. Gerade darum verliert es – wie jedes Schlagwort – seinen festen Sinn. Weil man es – dem politischen Modezwang unterworfen – zu allen möglichen Zwecken und bei allen möglichen Anlässen benützen zu müssen glaubt, nimmt dieser missbrauchteste aller politischen Begriffe die verschiedensten, einander oft sehr widersprechenden Bedeutungen an, sofern ihn nicht die übliche Gedankenlosigkeit des vulgär-politischen Sprachgebrauches zu einer keinen bestimmten Sinn mehr beanspruchenden konventionellen Phrase degradiert." So Hans Kelsen in der Vorbemerkung seiner Schrift „Vom Wesen und Wert der Demokratie", deren 2. Auflage 1929 in Tübingen erschienen ist.

Der Verfasser weiß um die Gefahr des Schlagwortes sehr wohl Bescheid. Er verwendet für seine Untersuchung einen „entpolitisierten Ideenbegriff Demokratie", den er entsprechend umschreibt – s. „Methode" S. 13–20. Die weitere Vorgangsweise umschreibt er unter „Gang der Darstellung" (S. 20/21). Die folgenden fast 200 Seiten können hier nicht einmal ansatzweise vorgestellt werden. In ihnen spiegelt sich das Staatsdenken des Dichters, das aus seinen Tragödien weithin leuchtet, aber auch aus seinen historisch-philosophischen Schriften zu heben ist, wie etwa aus der „Gesetzgebung des Solon und Lykurgus" oder der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", einer „Parallelaktion" zu dem gewaltigen „Wallenstein".

Nach dem Wort eines namhaften deutschen Staats- und Verwaltungsrechtlers unserer Tage sei die Lektüre z. B. des „Don Carlos" für das tiefere „Verstehen" der Verfassung wichtiger als das Lesen langer Passagen von Grundgesetz-Kommentaren.

Das ist auch eine Empfehlung für die Lektüre des vorliegenden Schiller-Buches.

Josef Demmelbauer

Hans Neuhofer, Oberösterreichisches Baurecht, *6., völlig neu bearbeitete Auflage in zwei gebundenen Bänden, Trauner Verlag, Linz.*
Bd. 1: Bau- und Raumordnungsrecht 2007. 1450 Seiten, EUR 128,50.
Bd. 2: Umwelt- und Bodenschutzrecht 2009, rd. 1 080 Seiten, EUR 98,50.

Seit 1976 gibt der ehemalige Direktor des Oö. Gemeindebundes und Universitätslehrer Hans Neuhofer das Oö. Baurecht mit hilfreichen Erläuterungen heraus. Die Änderungen im Baurecht, ein Teil der oft beklagten, aber nicht eindämmbaren Gesetzesflut, haben ihn genötigt, die 6. Auflage erstmals auf zwei Bände aufzuteilen. Sechs Auflagen sagen mehr als gängige Buchempfehlungen.

Josef Demmelbauer

Wolfgang Kirchmayer, Wiener Baurecht, *Kommentar, 3. Auflage. Verlag Österreich, Wien 2009. 904 Seiten, gebunden, EUR 128,00.*

„Wien ist anders" – so überschrieb der frühere Präsident des Baurechtssenates des Verwaltungsgerichtshofes, Wolfgang Hauer, einmal einen Aufsatz. Wien ist – seit 1921 – Bundesland und Ortsgemeinde auf der Stufe einer Stadt mit eigenem Statut. Die Organe der Stadt Wien haben auch jeweils Funktionen der Landesorgane zu erfüllen; so hat z. B. der Bürgermeister auch die Funktion des Landeshauptmannes. Daneben steht in Wien in den Angelegenheiten des Bauwesens die Entscheidung in oberster Instanz der sogenannten Bauoberbehörde zu. Ihre Mitglieder sind gemäß § 138 Abs. 5 der Wiener Bauordnung „bei Ausübung ihres Amtes an keine Weisungen gebunden". Die Wiener Bauordnung war einst eine junge Bauordnung, sie stammt aus 1930, wurde aber x-mal geändert. In Wien erfüllt die Bauordnung in ihrem 1. Teil „Stadtplanung" – anders als in den anderen Bundesländern – auch die Funktion eines Raumordnungsgesetzes. Es gibt dort auch kein eigenes Straßengesetz; die wesentlichen straßenrechtlichen Bestimmungen enthält ebenfalls die Bauordnung. Schon daraus erhellt ihre umfassende Bedeutung: „Wien ist anders!"

Josef Demmelbauer

Dawkins' Gotteswahn; 15 kritische Antworten auf seine atheistische Mission. *Rudolf Langthaler, Kurt Appel (Hg.), Böhlau Verlag Wien/Köln/Weimar 2010, 400 Seiten, EUR 39,00.* *ISBN 978-3-205-78409-8*

Als Dauerbrenner auf dem Bestsellermarkt gehört Richard Dawkins' „Der Gotteswahn" zu den schärfsten, radikalsten und schonungslosesten Kampfschriften zeitgenössischer Religionskritik. Wie nicht anders zu erwarten, polarisierte der 2006 erschienene Titel von Anbeginn die Lager, seine vor allem aus der Evolutionsbiologie abgeleiteten Thesen und Hypothesen stoßen und stießen neben begeisterter Zustimmung auf teils heftige Gegnerschaft, mitunter selbst bei prominenten Atheisten; so sprach z. B. der deutsche Philosoph Herbert Schnädelbach sinngemäß vom „langweiligen Auf-

guss einer seit dem 19. Jahrhundert bekannten naturwissenschaftlich verpackten Propaganda".

Die Stichhaltigkeit der Dawkins'schen Denk- und Argumentationsansätze ist auch Gegenstand dieser Analyse, die Essays von 15 renommierten Physikern, Biologen, Philosophen und Theologen aus Deutschland, Österreich und den USA interdisziplinär vereinigt. Angesichts der Zusammensetzung des, durchwegs konservativen, Autorenpools überraschen die Ergebnisse im Einzelnen wenig, ihre Konvergenz springt – mit Blick auf die fachliche und methodische Unterschiedlichkeit der Zugänge – aber umso stärker ins Auge. Das etwa dort, wo Dawkins bescheinigt wird, wissenschaftliche Erkenntnisse in unsachlicher, vorurteilsbehafteter Verkürzung von einem Gebiet auf andere zu übertragen, durch die generelle Reduzierung von Sein, Welt und Bewusstsein auf empirisch Verfügbares Geltungsansprüche zu erschmuggeln oder in seiner unreflektierten Wissenschaftsgläubigkeit nicht nur die nahezu gesamte philosophische Tradition des Abendlandes mit „souveräner Ignoranz" zu missachten.

Dawkins' evolutionsbiologischer Versuch, die Existenz Gottes bzw. höherer, transzendenter Seinsaspekte als kulturell generiertes innerpsychisches Trugbild abzufertigen, dessen Überwindung im Namen von Ratio, Humanitas und einer aufgeklärten Vernunft nun endlich anstehe, ist nicht erst mit dieser gesammelten Replik in seinen Brüchen und Fragwürdigkeiten offenbar geworden. Als Denkanstoß und geistige Herausforderung bietet der Band jedoch reichlich Stoff zu eigener Reflexion und weltanschaulicher Standortüberprüfung!

Camillo Gamnitzer

Stefan Ikarus Kaiser: Die Fragmente des Aristoxenos aus Tarent. Neu herausgegeben und ergänzt, erläutert und übersetzt, *Georg Olms Verlag AG, Hildesheim, Reihe SPUDASMATA, Band 18, 2010, 247 Seiten, broschiert, EUR 39,80.* *ISBN 978-3-487-14298-2*

Diese neue Ausgabe aller literarischen Fragmente des griechischen Musiktheoretikers, Biografen und Philosophen Aristoxenos aus Tarent (4. Jahrhundert v. Chr.) schließt eine wichtige Forschungslücke. Mehr als ein Drittel der 436 Textzeugnisse in Schriften von der Antike bis zur Renaissance sind Neufunde und erweitern alle früheren Textausgaben. Die Neuordnung der Fragmente und Testimonien wurde unter chronologisch-systematischem Aspekt nach deren jeweiligem Fundort in der Literatur vorgenommen. Die Fülle an bisher unbeachteten Aristoxenos-Stellen, die Einleitung und die Übersetzung aller griechischen Textstellen – vielfach erstmals in die deutsche Sprache – leisten einen nicht unerheblichen Beitrag zur Grundlagenforschung auf dem Gebiet des Nachwirkens antiker Philosophie- und Wissenschaftstraditionen.

Stefan Ikarus Kaiser, promovierter Musikwissenschafter, Autor mehrerer musikhistorischer Bücher und Beiträge, wirkt als Stiftsorganist an der Zisterzienserabtei Wilhering und ist u. a. Lektor an der Universität Wien.

Gerhard Winkler: Varia Norica. Gesammelte Aufsätze 1969–2009, Forschungen in Lauriacum, Sonderband II. *Druck: Easy-Media GmbH Linz, 2010, 434 Seiten, EUR 20,–.* *ISBN 978-3-902299-08-8*

Vier Dezennien hindurch standen die Verwaltungs- und die Militärgeschichte, das Siedlungs- und das Verkehrswesen der römischen Provinz Noricum im Brennpunkt seiner profunden, weitum beachteten Forschungs- und Publikationstätigkeit: Zum eigenen 75er hat nun HR Mag. Dr. Gerhard Winkler, langjähriges Vorstandsmitglied (bis 2009 Präsident) der Gesellschaft für Landeskunde Oberösterreich, seine seit 1969 im In- und Ausland erschienenen, mehrheitlich bereits vergriffenen Aufsätze in Form aktualisierter, jüngste Erkenntnisse jeweils berücksichtigender Wiederabdrucke gesammelt vorgelegt.

Der durchgehend mit, z. T. neuen, Schwarz-Weiß-Abbildungen, Grafiken und Schautafeln ausgestattete Band, zugleich wertvolles wissenschaftliches Nachschlagewerk, ist bei der Gesellschaft für Landeskunde – OÖ. Musealverein, Haus der Volkskultur, Promenade 33/103, 4020 Linz, Tel. (07 32) 77 02 18, zum Einzelpreis von 20 Euro beziehbar.

C. G.

Margit Keiml: Index Bundesrecht 2010 (inklusive CD-ROM). 26. Auflage. *Verlag Österreich, Wien 2010. 1358 Seiten, broschiert, EUR 90,00.*

Nach dem Pensionsantritt der langjährigen Bearbeiterin Helga Stöger bearbeitet nun Margit Keiml das vom Bundeskanzleramt herausgegebene systematische Verzeichnis des geltenden Bundesrechts mit Stichtag 1. Jänner 2010. Wie hilfreich ist dieser Leuchtturm in der Flut der Gesetze, etwa in dem sich laufend ändernden Sozial(versicherungs)recht, und hier vor allem im Pensionsrecht! J. D.

Jens Jäger, Fotografie und Geschichte (Campus Historische Einführungen Bd. 7). *230 S., 11 Abb., Campus Verlag, Frankfurt/New York 2009, EUR 17,40 [A], EUR 16,90 [D].*

Jens Jäger/Martin Knauer (Hg.), Bilder als historische Quellen? Dimensionen der Debatten um historische Bildforschung. *208 S., Wilhelm Fink Verlag, München/Paderborn 2009, EUR 20,50 [A], EUR 19,90 [D].*

Historische Fotografien packen den Betrachter auf einer ganz anderen Ebene als andere Bilder: Es ist der Charakter der „Spur", des „Abdrucks", der ihnen eine zwingende Kraft gibt, indem er das Gezeigte mit Authentizität imprägniert. Fotos verheißen Evidenz, Wahrheit oder den unmittelbaren Blick auf ‚Wirklichkeit'. Dies können sie bei genauerer Betrachtung nicht einlösen, aber genau diese Verheißung trägt zum Fotoboom und zum Erfolg ganzer Buchreihen mit einer romantisch-pittoresken Welt „in alten Ansichten" sicher Erhebliches bei. Und auch wer gelernt hat, bei der Arbeit mit Fotos unter deren ‚Oberfläche' zu blicken, wird diese erste, vielleicht naive Empfindung wohl nie ganz verlieren.

Die Beschäftigung der Geschichtswissenschaft mit dem Foto als Quelle hat mit der Etablierung neuer Forschungsbereiche (Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte) zugenommen, blieb jedoch lange einem illustrativen Gebrauch verhaftet. Ein ungeheurer Impetus hat sich aber aus dem ergeben, was seit bald 20 Jahren mit *Iconic* oder *Pictorial Turn* eine generelle Hinwendung zum „Bild" in praktisch allen Disziplinen bezeichnet. Damit öffne(te)n sich Perspektiven, Interpretationsebenen und -Ansätze, die den Quellenwert von ‚Bildern' im Allgemeinen und von Fotos im Speziellen quantitativ wie qualitativ potenzier(t)en. Angesichts einer mittlerweile ausufernden Literatur zum Thema ist man für klärende und zusammenfassende Darstellungen dankbar, auch wenn diese beim heutigen Stand der Diskussion nur Zwischenetappen markieren können.

Jens Jäger hat schon vor fast 10 Jahren unter dem Titel „Photographie: Bilder der Neuzeit. Einführung in die historische Bildforschung" einen Überblick versucht, der jetzt in einer Neubearbeitung vorliegt. Nach wie vor soll damit auch in die „historische Bildkunde" eingeführt werden (15).

Bei der Arbeit mit Fotos gehe es nicht nur darum, schriftliche und visuelle Überlieferungen zu ergänzen, sondern vielmehr um neue Zugänge und Fragestellungen: „Dazu müssen Historiker erstens die Bilder selbst quellenkritisch analysieren und zweitens deren jeweiliger zeitgenössischer und gegenwärtiger Verwendung in der Gesellschaft und in der Forschung nachspüren" (8). Entsprechend beginnt Jäger mit einem Blick auf die Forschung (19–45) und einem kurzen „Abriss der Fotografiegeschichte" (46–73); hier notiert Jäger: „Die Auffassung dessen, was Fotografie sei und was deren Anwendungsbereiche sein könnten, wurde in den ersten Jahrzehnten nach 1839 weitgehend von der europäischen, bürgerlichen Elite bestimmt" (57). Anzunehmen sei, dass sich trotz früher Kritik an der ‚Wahrheit' der Fotografie „die populäre Vorstellung von den Abbildungsleistungen der Fotografie bis ins 20. und wohl auch bis in das 21. Jahrhundert kaum wandelte. Bildaufbau und -auswahl blieben [...] an den jeweils als traditionell beschreibbaren Kriterien der Wirklichkeitsabbildung ausgerichtet" (57; ähnlich auch 60).

Das Kapitel ‚Methoden und theoretische Ansätze' (74–103) umreißt drei von Jäger gebündelte ‚Modelle', sich dem Foto zu nähern: es als Datenlieferant zu nutzen (Konzentration auf den Bildinhalt, die abgebildeten ‚Realien'); nach der Bedeutung des Bildinhalts zu fragen (ikonographisch-ikonologischer Ansatz als Adaption kunstgeschichtlicher Methoden) und schließlich das ‚neue' kulturwissenschaftliche, von einem Methoden-Mix gekennzeichnete Modell: Diskursanalyse, Rezeptionsgeschichte, Semiotik eröffnen Zugänge zu einer Geschichte der ‚visuellen Kultur'. Bilder und Fotos, oder besser gesagt: Bild- und Fotopraxen werden dabei in ihrer eigentümlichen Geschichtsmächtigkeit erkannt. Sie sind eben mehr als ein ‚Spiegel der Zeit', sie prägen und verstärken selbst wieder die Wahrnehmung der ‚Wirklichkeit' – heute müsste man vielmehr sagen: die Konstruktion der Wirklichkeit (und noch heutiger wäre: deren gesellschaftliche Aushandlung). Diese Zusammenhänge sind z. B. beim Projekt der *Visual History* zentral (100 f.). Nicht immer jedoch, Jäger deutet es an (101), lassen sich theoretische Ansprüche beim konkreten Foto auch umsetzen.

Ausgangspunkt und Grundlage aller analytischen Operationen müsse aber eine fundierte äußere und innere Quellenkritik bleiben (79 f.). Stärker herauszustellen wären allerdings bildspezifische Leistungen: Die kunst- und bildwissenschaftliche Forschung verfügt hier über entscheidende Kompetenzen, allein schon aufgrund eines selbstverständlich am Bild geschulten Blickes.

Der größte Teil des Buches behandelt „Themen, Ergebnisse und Problemfelder der Forschung" (104–193). Neben der Entfaltung der Fotografie im 19. Jahrhundert (104–112), Arbeit und Industrie (113–120), Fotografie von Körpern (‚Rasse', ‚Klasse' und ‚Geschlecht') (154–162), Fotos von Randgruppen

(Gefängnis, Krankenhaus, ‚Irrenanstalt') (162–168), Fotos des Anderen (Reise- und Kolonialfotografie) (168–182) sowie ‚Private Praxis' (Amateure, Knipser, populäre Fotografie) (183–194) ist vor allem das Kapitel ‚Bildjournalismus und Propaganda' (120–154) hervorzuheben. In diesem Abschnitt werden ganz zentrale Fragen des Gebrauchs und der Rezeption von Fotografie angesprochen (wichtig die Themen ‚Krieg und Fotografie' und ‚Erinnerungskultur'), gängige Sichtweisen zurechtgerückt und methodische Probleme herausgestrichen.

Dem Band beigegeben ist eine über 30-seitige Bibliografie, die (unter Absehung von im engeren Sinne kunsthistorischer Literatur) Hauptaugenmerk auf Publikationen legt, die „methodische Wege zur Integration von Fotografien in die historische Forschungspraxis aufzeigen oder grundsätzliche theoretische Betrachtungen über Fotografie als Quelle anstellen". (17) Ein beeindruckendes Zeugnis der lebendigen Diskussion, für die man mit Jägers facettenreicher und kompetenter Einführung über ein gutes Koordinatensystem verfügt. Jeder, der historische Fotos bearbeitet und verwendet – ob Historiker, Heimatkundler, Bildredakteur, Museumsdidaktiker oder Pädagoge –, wird Gewinn aus der Lektüre ziehen. Nur etwas stört beim Lesen: Zwar ist die Überlegung, die Verlags-Homepage in den Rezeptionsprozess einzubauen, nachvollziehbar (und für eine kommentierte Linkliste völlig in Ordnung), aber als Leser hätte man die flankierenden Quellentexte und ausführlichen Bildkommentare doch lieber im *Buch* gefunden – und nicht erst nach einem Medienwechsel.

Die hier nur kurz angezeigte Aufsatzsammlung „Bilder als historische Quellen?" kann ebenfalls als – in diesem Fall ‚genealogische' – Einführung in die historische Bildforschung gelesen werden: Wege, Nebenwege und Umwege im historiographischen Umgang mit Bildern, festgemacht an einzelnen Personen bzw. Entwicklungssträngen, zeigen die Geschichtswissenschaft selbst in ihrem geschichtlichen Charakter. Und dies lässt besser verstehen, warum der *Iconic Turn* die (deutschsprachige) Geschichtswissenschaft erst „vergleichsweise spät" erreicht hat – obwohl in Mediävistik und Frühneuzeitforschung schon seit Langem „ein begrenzter Umgang mit Bildquellen" etabliert ist (7 f.).

„Bildzuständige Kunsthistoriker" – „textzuständige Historiker": an dieser um 1900 ausgebildeten Arbeitsteilung (Jens Jäger beleuchtet die entscheidenden Jahrzehnte 1880–1930 in seinem Beitrag, 45–69, eingehend) habe sich lange nichts geändert, so Jäger und Martin Knauer im einführenden Problemaufriss (7–26). Weil die Geschichtswissenschaft keine „bildzentrierten Analysemethoden entwickelt hat", werden diese „zwangsläufig [...] von Nachbardisziplinen ‚entliehen' bzw. den eigenen Bedürfnissen und Fragestellungen angepasst" (15). Dieser gängigen Einschätzung, die stets nur das Unvermögen der Geschichtswissenschaft in Bildfragen betont – oder ihren „Logozentrismus", wie im Beitrag ‚Sehen heißt glauben: Historiker und Bilder' der englischen Kunsthistorikerin Dana Arnold (27–43) –, halten Jäger/Knauer entgegen, dass man auch fragen müsse, wie die Historiografie „auf ihre Weise Spezifisches zur Erforschung von Bildern beitragen" könne (14). Gerade die „Wirkung, Evidenz und Autorität" der Bilder ließe sich „ausschließlich in der gemeinsamen Analyse von Bild und Text erschließen [...]" (17). Und ganz zu Recht heißt es, dass die Übernahme „außerdisziplinärer Praktiken" auch eine Auseinandersetzung mit „den sich dabei eingehandelten methodischen Fallstricken" voraussetze (15). Man muss sicher kein Historiker sein, um zu verstehen, dass Bilder nicht der Schlüssel zu allem sind noch sein können. Anzuerkennen sei, insistieren Jäger/Knauer aber noch einmal, „dass Bilder den gleichen Quellenwert haben wie Texte und nicht einen privilegierten Zugang zu vergangener Wirklichkeit darstellen" (18). Timm Starl hat hier übrigens nachgerade eine Apologie der Geschichtswissenschaft ausgemacht (siehe seine insgesamt positive Rezension unter http://timm-starl.at/fotokritik-text-50.htm [9. 5. 2010]).

Lukas Burkart beleuchtet unter dem bezeichnenden Titel ‚Verworfene Inspiration' (71–96) Percy Ernst Schramms „doppelte, letztlich nicht aufzulösende wissenschaftshistorische Sozialisation" (89): Früh unter dem Einfluss Aby Warburgs, wurde Schramm bald von der ‚Reichsmediävistik' geprägt, wodurch sich sein Bildverständnis erheblich wandelte. Was sich bei Schramm als individuelle Entscheidung zeigt, lässt sich für die Wissenschaftskultur generell feststellen: Innerhalb der Mediävistik unterblieb eine breite Rezeption der Kulturtheorie Warburgs oder auch des Symbolbegriffs Cassirers – Schramm immerhin war mit beidem vertraut.

Martin Knauer behandelt Bildbegriff und Bildpraxis der ‚Drei Einzelgänge(r)' Schramm, Hartmut Boockmann und Rainer Wohlfeil (97–124). Letzterer hat zusammen mit seiner Frau Trudl Wohlfeil die Diskussion seit Anfang der 1980er-Jahre entscheidend angeregt; mit dem von Wohlfeil und Brigitte Tolkemitt herausgegebenen Beiheft 12 „Historische Bildkunde" der ZS für historische Forschung war die Bildfrage 1991 auch im *Mainstream* angekom-

men. Bei Wohlfeil wird auch die Geschichtsdidaktik immer mitangesprochen, in der die Bildfrage von besonderer Virulenz ist (112 f.). Nach Knauer präsentieren sich aber trotz „inzwischen zahlreicher bildhistorischer Ansätze [...] bis heute bildaffine Historiker viel zu oft als dilettierende Autodidaktiker" (114). Man verharre bei zu engen Bildbegriffen, rezipiere die Forschung zu wenig (auch die des eigenen Faches), isoliere sich damit nicht nur in der Zunft, sondern versäume es auch, sich in einen fruchtbaren interdisziplinären Austausch einzubringen. Im letzten Beitrag behandelt Daniela Kneissel ‚Bildzeugnisse als Forschungsgegenstand' in der französischen Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts (149–199). Ihre bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ausgreifenden Ausführungen bedeuten eine wichtige Ergänzung zu der in diesem Band vorherrschenden ‚deutschen' Perspektive.

Den Herausgebern ist u. a. diese Lücke durchaus bewusst – das übrige Europa, die amerikanische Geschichtswissenschaft, nichtwestliche Traditionen fehlen –, doch verstehe sich der Band „als Einladung zu weiteren Forschungen", als „Aufforderung zu Widerspruch", allenfalls als ein „erster Anfang" (17 f.). In der weiteren Diskussion jedenfalls wird man an diesem durchaus guten Anfang nicht vorbeikommen!

Reinhard Kren
(Rezensionsauszug)

Stöckl, Wolfgang: Die Mundart zwischen Hausruck und Mondsee. Grunddialekt und Berufssprachen. *Edition Sommerfrische, Attersee 2008, 687 Seiten, EUR 38,00.* *ISBN 978-3-902415-12-7*

In den letzten Jahren lässt sich eine bemerkenswerte Sammeltätigkeit auf dem Gebiet des dialektalen Wortschatzes beobachten. Zahlreiche Initiativen in Form von Wörterbüchern, Lexika, Mundart-Plattformen, Online-Foren usw. zeugen von einem regelrechten Mundart-Boom. Hintergrund dieses wachsenden antiquarischen Interesses ist offenkundig der drohende Verlust lokaler und regionaler Sprachformen. Ganze Wortschatzbereiche der vorindustriellen Lebens- und Arbeitswelt wie beispielsweise die Terminologie der Flachsverarbeitung und der Weberei sind im Zuge der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen des letzten Jahrhunderts in Vergessenheit geraten. Als Bewahrung von Sprach- und Sachwissen ist die Dokumentation der regionalen Dialekte somit auch im Kontext einer umfassenden Sicherung des immateriellen Kulturerbes zu sehen.

Eine der hervorragendsten Leistungen im Bereich der bairisch-österreichischen Dialektlexikografie stellt das neue Mundartwörterbuch von Wolfgang Stöckl dar. In mehr als 40-jähriger Forschungsarbeit hat der Regauer Germanist über 31 000 Stichwörter aus der Gegend des südlichen Hausruckviertels zusammengetragen und bearbeitet. Die Basis zu dieser Sammlung hat Stöckl bereits 1968 mit einer Dissertation über „Mundart- und Sachkundliches über bäuerliche und handwerkliche Geräte im Bezirk Vöcklabruck" gelegt, in zahllosen Feldforschungen wurde dieser Grundstock über die Jahre hinweg sukzessive erweitert. Methodisch ist das Wörterbuch der sogenannten „Wiener dialektologischen Schule" verpflichtet, was sich sowohl in der direkten Materialerhebung bei Gewährspersonen vor Ort als auch in der Gestalt der Stichwörter (s. dazu weiter unten) niederschlägt. Zwar hat Stöckl auch aus älteren Wörterbüchern geschöpft und die einschlägige Literatur konsultiert, doch wurde jedes Lemma (Stichwort) nochmals bei Gewährspersonen verifiziert, bevor es in die Sammlung aufgenommen wurde. Dies ist – im Vergleich mit anderen Wörterbüchern, in denen (historische) Belege aus der Literatur und (aktuelle) Belege aus der lebenden Mundart beliebig gemischt werden – als besonderes Qualitätsmerkmal anzusehen, zumal bei vielen Stichwörtern auch die entsprechenden Herkunftsorte angegeben werden. Die Erhebungsorte und die Informanten werden in der Einleitung verzeichnet, wobei allerdings nur jene Gewährsleute namentlich bedankt werden, die Stöckl wiederholt aufgesucht hat.

Im Gegensatz zu vielen anderen Sammlungen beschränkt sich Stöckls Wörterbuch nicht auf den spezifischen Dialektwortschatz, also auf Wörter, die in der Hochsprache nicht oder nur in anderer Bedeutung vorkommen, mundartliche Kuriositäten also, vielmehr umfasst es den gesamten Grundwortschatz, sodass auch beispielsweise Wörter wie *machen* oder *fahren* (mit der spezifischen Bedeutung „ein Spiel des Tarockspieles spielen") vorkommen. Dabei handelt es sich vornehmlich um den bäuerlichen Basisdialekt, der wegen der vergleichsweise geringen Mobilität dieser Bevölkerungsschicht gemeinhin als die von der Standardsprache am weitesten entfernte Sprachvarietät gilt, kurz: als der „echteste" und konservativste Dialekt. Darüber hinaus verbucht das Wörterbuch den Wortschatz der Fachsprachen von vierzig zum Teil im Aussterben begriffenen Berufen: vom Bergmann über den Flößer, Glaser, Holzknecht und Seiler bis hin zum Zimmermann. In manchen Berufszweigen hat Stöckl die letzten noch lebenden

(oder inzwischen bereits verstorbenen) Vertreter ihres Standes befragt.

Neben dieser Abgrenzung des linguistischen Gegenstandes werden auch die Parameter Raum und Zeit klar definiert. Das Erhebungsgebiet beschränkt sich auf das südliche Hausruckviertel, das im Wesentlichen dem Bezirk Vöcklabruck entspricht. Innerhalb dieses Gebietes finden sich mit dem Mondseeland einerseits und dem Attergau und dem Hausruck andererseits ausgeprägte Dialektlandschaften, zwischen denen wichtige sprachliche Grenzen verlaufen. Diese Beschränkung auf einen Bezirk, gewissermaßen „eine mundartkundliche Tiefenbohrung" (S. 6), mag von Benützern aus anderen Gegenden als Nachteil empfunden werden, tatsächlich aber weist das Wörterbuch in vielen Fällen über sein engeres Erhebungsgebiet hinaus. So ist der allergrößte Teil des Grund- und Fachwortschatzes von überregionaler Geltung, was insbesondere für die linguistischen und sachkundlichen Informationen, die Bedeutungsangaben und für die Phraseologismen, Sprichwörter, Redensarten usw. gilt. Auch der zeitliche Rahmen ist klar abgesteckt: Aufgrund der Befragung lebender Gewährsleute, von denen die ältesten während des Ersten Weltkriegs geboren sind, erfasst das Wörterbuch im Wesentlichen den Sprachgebrauch des 20. Jahrhunderts, reicht aber im passiven, noch in der Erinnerung an Eltern und Großeltern vorhandenen Wortschatz weit bis ins 19. Jahrhundert zurück.

Die Gestaltung der Artikel folgt einem einheitlichen Muster. Am Beginn steht jeweils ein Stichwort, zu dem gegebenenfalls Hinweise zur Lautung und – in jedem Fall – grammatische Angaben (Wortart, Genus, schwache oder starke Bildung) treten. Darauf folgen eine oder mehrere Bedeutungsangaben, Sachinformationen und Anwendungsbeispiele (Phraseologismen, Redensarten, Reime, Sprüche, Gstanzel usw.). Eine Zuordnung zu verschiedenen Sachbereichen (z. B. Botanik, Flurname, Jagd, Küche, Most, Ross/Rosszeug, Veterinärmedizin, Totenkult, Zoologie), Literaturhinweise und etymologische Angaben ergänzen die Artikel jeweils. Eine Besonderheit bilden schließlich noch Verweise auf Synonyme, Ableitungen und Komposita, die sich jeweils auf das im Alphabet nächste zugehörige Lemma beziehen. So wird beim Stichwort *Armenhaus* auf *Bachhaus,* von hier auf *Beienhaus* usw. bis hin zu *Zughaus* verwiesen und von diesem wiederum auf das *Armenhaus.* Durch diese ausgeklügelte ökonomische Verweisstruktur kann das Wörterbuch auch quasi als Lesebuch benützt werden, indem man von Artikel zu Artikel springend, verwandte Wort- und Sachbereiche erkundet.

Eine besondere Betrachtung verdient die Gestaltung der Lemmata (Stichwörter). Die Frage, wie der gesprochene Dialekt zu verschriften sei, stellt sich mangels einer verbindlichen Orthografie allen damit Befassten. Da aufgrund des begrenzten Zeicheninventars keine Deckungsgleichheit zwischen dem lateinischen Alphabet und dem Lautsystem der Mundart herzustellen ist, muss man sich entweder zu einer lautgerechten Schreibung (mit der Verwendung vieler Sonderzeichen) entschließen oder zu einer Schreibung, die sich an der Schriftsprache bzw. an deren historischen Vorformen orientiert. Bei der Lösung dieses Dilemmas versucht Stöckl nach eigenen Angaben einen „Ausgleich zwischen historischer und phonetischer Variante zu finden" (S. 9). Ein Blick ins Wörterverzeichnis zeigt allerdings, dass der Kompromiss eher zugunsten historisch-etymologischer Kriterien ausgefallen ist, wie dies für die Tradition der „Wiener dialektologischen Schule" typisch ist. So wird der mundartliche Laut *oa* in Wörtern wie *breit, geiß* und *Heinzelbank* als *brait, Gaiß* und *Hainzelbänk* verschriftlicht, Wörter wie *Blatter* oder *Wetter* werden mit einfachem Konsonanten als *Blatern, Weter* geschrieben und *der/das Teller* ist unter dem Stichwort *Täller* bzw. *Tailler* zu suchen. Besonders gewöhnungsbedürftig ist diese Tendenz zur historischen Lemmatisierung bei morphologischen Besonderheiten wie den Kollektivbezeichnungen, die zum Beispiel als *Glumpách* (sprich: glumpad, „schlechtes, wertloses Zeug") oder *Gspeibách* („1. Sputum, 2. minderwertiges Zeug") angesetzt werden oder bei Adjektiven mit der Endung *-echt,* etwa in *teppecht* (sprich: depad, „dumm, geistig beschränkt") oder *wampecht* (sprich: wåmpad „dickbauchig"). Diakritische Zeichen (Akzente, übergesetzte Punkte) werden vor allem im Bereich der Vokale zur Unterscheidung einzelner Phoneme verwendet. So bezeichnet die Schreibung <á> das helle, palatale a in Wörtern wie *Háchsen* „Bein, Fuß" oder *mácherln* „basteln, schnitzen, kleinere Arbeiten verrichten", während die unbezeichnete Schreibung <a> den gehobenen, velaren, verdumpften a-Laut in Wörtern wie *machen* [måcha] und *Agras(el)* [ågråsl] „Stachelbeere" meint. Analog unterscheidet Stöckl im e-Bereich zwischen geschlossenem <ė> in Wörtern wie *Vetter* [vėda] und offenem <e> in Wörtern wie *Bletschen* „großes Blatt".

Mit Stöckls Dialektwörterbuch ist das für den bairischen Sprachraum Österreichs bisher umfangreichste Nachschlagewerk seiner Art erschienen. Damit ersetzt bzw. ergänzt es einerseits Werke wie J. A. Schmellers „Bayerisches Wörterbuch" (1821–

1827), das Oberösterreich nur am Rande berücksichtigt, oder das hinsichtlich Raum und Zeit sehr inhomogene „Wörterbuch zur oberösterreichischen Volksmundart" (1978) von O. Jungmair und A. Etz. Andererseits wird man Stöckls Wörterbuch auch noch jahrzehntelang anstelle des großen „Wörterbuchs der bairischen Mundarten in Österreich" (1963 ff.) heranziehen müssen, dessen bislang erschienene Lieferungen erst die Anfangsbuchstaben A, B, P, C, D und T abdecken. Das Wörterbuch ist eine Fundgrube für alle, die sich wissenschaftlich oder aus sonstigem Interesse mit historischer und sprachlicher Landeskunde, Alltags-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Germanistik, Theologie, Volkskunde und Biologie (insbesondere Botanik) befassen. Auch für interessierte Laien ist es als Nachschlagewerk und Lesebuch empfehlenswert, nicht nur wegen der Fülle an Bezeichnungen aus Landwirtschaft und altem Handwerk, sondern auch wegen der zahlreichen Anwendungsbeispiele im Bereich des emotionalen Wortschatzes (Schimpfwörter), der Redensarten, der Sprüche und Reime usw. Fazit: Der „Stöckl" sollte in jedem Haushalt seinen Platz finden, wo man sich über Sprache (noch) Gedanken macht.

Zusätzlicher Hinweis: Thematische Auszüge aus Stöckls Wörterbuch sind übrigens auch in einer Reihe kleinerer Publikationen (ebenfalls in der Edition Sommerfrische) erschienen, und zwar Reime und Sprüche (2003), das oberösterreichische Schimpfwörter-Buch (2004), Redensarten (2005), Scherzwörter (2006) sowie Reime, Sprüche und Gstanzl (2007). Stephan Gaisbauer

Elisabeth Maier: Anton Bruckner als Linzer Dom- und Stadtpfarrorganist. Aspekte einer Berufung. Mit einem Beitrag von Ikarus Kaiser: Der Dom- und Stadtpfarrkapellmeister Karl Borromäus Waldeck und die Orgel der Stadtpfarrkirche Linz. *Anton Bruckner Institut Linz, Anton Bruckner Dokumente und Studien, Band 15. Wien, Musikwissenschaftlicher Verlag, 2009, 99 und 419 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Faksimile.* *ISBN 978-3-900270-72-8*

Mit dem Untertitel „Aspekte einer Berufung" will Elisabeth Maier neben den amtlichen Vorgängen rund um die Verleihung des Organistenpostens und der Organistentätigkeit an Stadtpfarrkirche und Dom vor allem den Weg zum persönlichen, künstlerischen Selbstverständnis „Symphoniker als Lebensberuf" des jungen, aufstrebenden Komponisten mit dem Brotberuf Organist darlegen.

Obwohl bereits vor Jahrzehnten Othmar Wessely Bruckners Tätigkeit in Linz erschlossen hat, hat sich E. Maier nach verschiedenen neuen Erkenntnissen und Entdeckungen bisher unbekannter Dokumente erneut dieses Thema vorgenommen. Die Autorin, die durch ihre jahrelange wissenschaftliche Arbeit im Anton Bruckner Institut Linz, durch die Konzeption von Ausstellungen und Symposien und durch zahlreiche Publikationen und Vorträge als Bruckner-Spezialistin ausgewiesen ist, hat sich bereits in einigen Publikationen mit der Persönlichkeit Bruckners einfühlsam auseinandergesetzt und dazu grundlegende Erkenntnisse publiziert (OÖ. Hbl. 50, 1996, 447. Notizkalender). Sie hat mit beachtenswerter Umsicht und Sorgfalt in mühevoller und jahrelanger Arbeit – mehrmals unterbrochen durch einige andere termingebundene Publikationen und Vorträge – in mehreren Archiven wesentliche Originaldokumente ausfindig gemacht und großteils in vollem Wortlaut im 368 Seiten umfassenden Dokumententeil publiziert.

Außer der Organistentätigkeit kommen auch weitere verschiedene Aktivitäten Bruckners in den Linzer Jahren (1855 bis 1868) zur Sprache: z. B. seine Tätigkeit beim Sängerbund „Frohsinn", seine privaten Musikstunden und seine zielstrebigen Studien bei Otto Kitzler, Ignaz Dorn und Simon Sechter zur Vervollkommnung seiner Fertigkeiten als Komponist und Organist. Besonders wichtig ist der Autorin, den wesentlichen Entwicklungsschritten seiner Künstlerpersönlichkeit nachzugehen. Gerade die Studien sind von seinem Wunsch nach Anerkennung, nach musikalischen Diensten in der Musik- und Residenzstadt Wien getragen; dieser Wunsch, den er mit Hilfe von Freunden – durch einen umfangreichen Briefwechsel belegt – ehrgeizig verfolgt, findet 1868 durch die Berufung nach Wien die ersehnte Erfüllung.

Die großteils erstmalige Textwiedergabe unzähliger Dokumente, Briefe, Zeitungsberichte und einschlägiger Ausschnitte aus der Fachliteratur – exakt chronologisch geordnet – geben uns Einblick in den damaligen bürokratischen Aktenlauf, in das konsequente Streben nach freiem künstlerischen Schaffen, die sprachliche Ausdrucksweise A. Bruckners und seiner Brieffreunde, in die ästhetische Bewertung der kirchenmusikalischen Tradition der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Musikrezensenten und besonders in die Persönlichkeit Bruckners. Diese kommentierte Textedition ist durch Faksimilereproduktionen einiger wichtiger Schriftdokumente ergänzt.

Im Anschluss daran befasst sich I. Kaiser mit Karl Waldeck, Bruckners Freund und Amtsnachfolger an Stadtpfarrkirche und Dom. Er legt eine ausführliche Biographie mit Werkverzeichnis vor. Waldeck diente ab 1868 an beiden Kirchen als Organist und ab 1890 bis zu seinem Tod, 1905, als Kapellmeister, als welcher er ein anspruchsvolles kirchenmusikalisches Repertoire pflegte. Zu seinem Schülerkreis, der sein Ansehen als Komponist hervorhebt, zählten Martin Einfalt, August Amadé v. Pereira, Dr. Höllrigl, Sr. Ursula Mittag, Dr. Anton Lang und sein Neffe und Amtsnachfolger Ignaz Gruber. Besonderes Interesse gebührt dem Werkverzeichnis, da der Autor im Zug seiner Katalogisierungsarbeiten das 1911 von Franz Gräflinger publizierte durch zahlreiche Neufunde beachtlich erweitern konnte. Man darf hoffen, dass auch die verschollenen und noch weitere Kompositionen Waldecks auftauchen werden.

Das Register der Personen, Orte und Institutionen, ein weiteres der zitierten Werke A. Bruckners und eines der verwendeten Zeitungen und Zeitschriften ermöglichen bei Detailfragen einen raschen Zugang zum Inhalt des Buches. Alles in allem ein Buch, das viele im Raum stehende Fragen beantwortet. Karl Mitterschiffthaler

Anton Bruckner, Briefe. Band I 1852–1886. 2., revidierte Ausgabe, verbesserte Auflage vorgelegt von Andrea Harrandt unter Berücksichtigung der Vorarbeiten von Otto Schneider. Anton Bruckner, Sämtliche Werke Band 24/1. *Wien: Musikwissenschaftlicher Verlag der Internationalen Bruckner-Gesellschaft, 2009. 369 Seiten.*

ISBN 978-3-902681-16-4. ISMN 979-0-50025-267-2

Schon die für die Erstauflage geleistete Forschungsarbeit stellte klar, dass die Sammlung nicht endgültig abgeschlossen ist und in Zukunft noch weitere Briefe von, an und über Anton Bruckner ans Tageslicht kommen werden; und man kann das jetzt für die Zukunft genau so sagen.

Nachdem der erste Band der Bruckner-Briefe (OÖ. Hbl. 53, 1999, 140 f.) vergriffen war und – wie schon seinerzeit zu erwarten – noch weitere 43 Briefe entdeckt werden konnten, war es naheliegend eine erweiterte 2. Auflage zu publizieren. Schon kurz nach dem Erscheinen der Erstauflage des 1. Bandes, 1998, konnten 15 Briefe gefunden werden, die 2003 als Nachträge im 2. Band publiziert wurden. In den vergangenen Jahren wurden durch gezielte Forschungen und auch zufällige Funde weitere 28 Briefe entdeckt. Teils tauchten sie aus privaten Nachlässen bei Auktionen auf, worauf sie von öffentlichen Sammlungen erworben werden konnten, teils stieß man auf sie eher zufällig bei der Durchsicht der unzulänglich katalogisierten Briefkonvolute in Sammlungen, Bibliotheken und Archiven im Zuge ganz anderer Forschungsarbeiten. Somit konnten in der Neuauflage 43 neue Briefe chronologisch eingereiht wurden. Darüber hinaus wurden von 53 Briefen, die in der Erstauflage nur nach den älteren gedruckten Briefsammlungen von Franz Gräflinger und Max Auer wiedergegeben werden konnten, die Originale aufgefunden. Dadurch waren zahlreiche Korrekturen in den Brieftexten und die Ergänzungen der aktuellen Aufbewahrungsorte einzufügen. Bei manchen undatierten Briefen konnte nunmehr das tatsächliche Datum verifiziert werden, weshalb diese Briefe an einer anderen Stelle eingereiht werden mussten. Damit ergaben sich auch Ergänzungen in den Kommentaren hinsichtlich bibliographischer und biographischer Einzelheiten.

Abschließend bringt der Band im Quellenverzeichnis eine Liste der derzeitigen Aufbewahrungsorte, einen Revisionsbericht, der die Briefe mit Ergänzungen und Korrekturen anführt, ein Register der Namen, Orte und Institutionen und eines der zitierten Werke Anton Bruckners. Nach diesem erfreulichen Ertrag wartet man schon auf die zweite Auflage des 2. Bandes. Karl Mitterschiffthaler

Druckenthaner, Kurt (Hg): o-radl. Salzkammergut Dialektvarianten. *B-Tracht, Ebensee, 2007. 336 S. inkl. Audio-CD. (= Betrachtungen, Schriftenreihe des Vereines B-TRACHT Ebensee 2). Auslieferung: b-tracht@aon.at*

Viele Dialektregionen und manche soziale Gruppen entwickeln charakteristische sprachliche Merkmale (z.B. phonetische Auffälligkeiten, Signalwörter, soziale Codes), die Außenstehenden die eindeutige Zuordnung der Sprecher/-innen zu einer bestimmten Gegend oder zu einer bestimmten sozialen Schicht erlauben. Die Sprachwissenschaft nennt ein solches Merkmal mit deutlichem Signalcharakter „Schibboleth", ein Wort, das nach einer Schilderung des Alten Testaments 42 000 Ephraimitern zum Verhängnis wurde, als sie auf der Flucht vor den siegreichen Gileaditern die Frage beantworten mussten: „Bist du ein Ephraimiter? Wenn er dann antwortete: Nein!, ließen sie ihn sprechen: Schibbolet. Sprach er aber: Sibbolet, weil er's nicht richtig aussprechen konnte, dann ergriffen sie ihn und erschlugen ihn an den Furten des Jordans […]". (Rich-

ter 12, 5–6) In Oberösterreich gehört vor allem das Salzkammergut zu jenen Regionen, die sich gleich durch mehrere auffällige Schibboleths auszeichnen, sodass man als Zugreisender auf der Westbahnstrecke meist mit ziemlicher Sicherheit voraussagen kann, wer von den Fahrgästen in Attnang-Puchheim auf die Salzkammergutbahn umsteigen wird.

Zu solchen und ähnlichen sprachlichen Phänomenen hat der Traunkirchner Gymnasiallehrer, Dialektologe und Komponist Kurt Druckenthaner einen außergewöhnlichen Sammelband herausgebracht, der als zweiter Band in der Reihe „Betrachtungen, Schriftenreihe des Vereines B-TRACHT Ebensee" erschienen ist, einer Reihe, „deren Grundkonzept darin besteht, Themen von regionalem Interesse aus möglichst unterschiedlichen und weniger bekannten Blickwinkeln zu präsentieren" (S. 5). Druckenthaner, der „Gründungsmitglied und langjähriger Präsident des Kulturvereines B-TRACHT" (S. 330) war, zeichnet nicht nur für das Konzept und den Inhalt des Buches verantwortlich, er fungiert auch als grafischer Gestalter des Umschlags und des Labels der beiliegenden Audio-CD sowie etlicher Skizzen und Abbildungen. Einband und CD-Label zeigen – unter Verwendung einer Abbildung aus dem Volksbrockhaus – in grob gerasterter bildlicher Variation unterschiedliche orale Stellungen bei der Aussprache der einzelnen Kardinalvokale (i – ü – u – e – ö – o – ä – å – a).

Schon der Titel „o-radl" ist höchst ungewöhnlich und scheint, aufgeladen mit mehrdeutiger Symbolik, über sich selbst hinauszuweisen. Bei oberflächlicher Deutung mag man ihn etwa auf die Gestalt des diakritischen Ringsymbols im häufig verwendeten Lautzeichen <å> beziehen oder aber auch auf Form und Inhalt der beigelegten Audio-CD, die als kleines Rädchen mit einem Loch in der Mitte („o-radl") Sprach- und Musikbeispiele im O-Ton zu Gehör bringt. Für eine etwas substanziellere Interpretation ist jedoch der Hinweis auf eine phonetische Besonderheit des inneren Salzkammerguts, also ein Schibboleth, notwendig. Während nämlich in den übrigen Dialekten des Landes der Liquid l – ähnlich wie im Standarddeutschen – meist als ungehindert strömender, stimmhafter Näherungslaut (Approximant) gebildet wird, erhält das l im Salzkammergut durch eine Verengung der Artikulationsstelle an den Zungenrändern ein deutliches Reibegeräusch, sodass ein regelrechter Reibelaut (im Fachjargon: lateraler Frikativ) zustande kommt. In manchen Fällen verliert das l sogar seine Stimmhaftigkeit und setzt häufig mit einem deutlichen Verschlusslaut ein, sodass Wörter wie *Häkchen* oder *Vöglein* als [haga(d)l] und [voga(d)l] ausgesprochen werden. Verwendet nun ein typischer Sprecher aus Goisern, Ischl oder Ebensee das Fremdwort *oral* („zum Mund gehörig, mündlich"), wird er dieses Wort in der Regel ebenfalls mit dem charakteristisch geriebenen l artikulieren, eben als „o-radl". Durch diese subtile Art des Sprachspotts erhält die Wahl des Titels auch noch eine humorvolle Note.

Der inhaltliche Bogen des Sammelbandes spannt sich „vom dialektologischen Forschungsbericht über Sprachproben (in Transkription und auf Tonträger) bis hin zum literarischen Text." (S. 6). Vier Hauptabschnitte markieren unterschiedliche Zugänge zum übergeordneten Thema „Sprachvarietäten", mit dem sich zehn Autoren und eine Autorin in insgesamt vierzehn Beiträgen auseinandersetzen. Teil I des Buches (S. 11–88) befasst sich mit der „dialektlandschaft salzkammergut" im engeren Sinne, Teil II (S. 89–126) widmet sich den „historische[n] fachsprachen" der Salinen- und Waldarbeiter, Teil III (S. 127–288) erschließt unter dem Titel „nebenzweige" das Thema der Außensprachinseln des Salzkammerguts (allerdings nicht, wie es der Titel suggeriert, in beiläufiger, sondern schon eher in enzyklopädischer Weise), Teil IV (S. 289–238) nähert sich mit „haikus & koane" dem Thema Sprachvariationen von literarischer Seite. Nun zu den Beiträgen im Einzelnen:

Zu Beginn gibt der an der Universität Salzburg wirkende Sprachwissenschaftler Hannes Scheutz einen konzentrierten Überblick über „die Dialekte des Salzkammergutes". Aufgewachsen in Perneck bei Ischl, wurde Scheutz bereits „beim Wechsel in ein Linzer Gymnasium zum ersten Mal schmerzhaft darauf aufmerksam", dass seine aus dem Salzkammergut mitgebrachten Schibboleths „Anlass für häufigen Sprachspott (auch vonseiten des Deutschlehrers) waren." (S. 16) Dazu zählte unter anderem die überdeutliche, etwas zentralisierte Aussprache der Diphthonge (Zwielaute) *ai* und *au* in Wörtern wie *weit* und *Haus*, eines der typischen Merkmale des Südens – wie auch des Nordens – unseres Landes. Von den weiteren angeführten Dialektmerkmalen lassen viele eine Binnengliederung des Salzkammerguts mit nord-südlichen und west-östlichen Unterschieden erkennen, was durch elf Sprachkarten auch illustriert wird. Besonders charakteristisch für das Trauntal zwischen Ischl und Ebensee ist dabei die Aussprache von anlautendem *gl-* und *kl-* in Wörtern wie *gleich* und *klein* als [dlae] und [dloa(n)], ein auffälliges und häufig zu Spott anregendes Phänomen, das auch in den literarischen Beiträgen des Bandes (s. unten) entsprechend hervorgehoben

wird. Zur abschließend gestellten Frage: „Ist der Dialekt vom Aussterben bedroht?" (S. 33) äußert sich Scheutz relativierend und weist darauf hin, dass Wandel und Differenzierung zum Wesen von Sprache an sich gehören und dass Sprachveränderungen nichts anderes sind als „eine Anpassung an die Kommunikationserfordernisse der Gegenwart, die sich eben meist nicht mehr nur auf den kleinsträumigen Dorfverband beschränken." (ebenda1).

Unter dem Titel „WAS DUASTN GRAD?" unternimmt Kurt Druckenthaner eine kurze, aber durchaus innovative soziolinguistische Studie „Zum schriftlichen Dialektgebrauch bei Jugendlichen". Darin analysiert er einerseits Texte, die aus der beliebten Praxis des „Brieferlschreibens" im Unterricht stammen und die – im Klassenzimmer zurückgelassen – „ein willkommenes dialektologisches Datenmaterial" (S. 35) bilden. Andererseits untersucht er anhand eines ausgewählten Beispiels den Dialektgebrauch in der SMS-Kommunikation von Schüler/-innen. Als Hauptgrund für die häufige Verwendung des Dialekts beim „Chatten" und „SMSen" geben die Schüler übrigens an: „Waös schnäla geht!" (ebenda).

In einem weiteren Beitrag widmet sich der Herausgeber der „Lampelmusterung auf der Iglmoosalm", bei der die Gosauer Schafe nach der Sommerweide wieder ihren rechtmäßigen Besitzern zugeteilt werden. Die Musterung erfolgt durch einen sogenannten „Ausrufer", der anhand der Ohrmarken entweder die Hausnummer des Schafhalters oder die Art der Markierung (in Form von Einschnitten und Ausstanzungen) nach alter Tradition mittels „Aussaschrei(n)" kundgibt. Von besonderem Interesse sind dabei die Hörbeispiele auf der beiliegenden Audio-CD, die im Text lautschriftlich transkribiert, mit Kommentaren versehen und schließlich auch ins Hochdeutsche übertragen sind. Gegenstand von Tonbeispiel („o") Nr. 3 ist das „Aussaschrei(n)" der Ohrmarkierungen. Dabei kommt es zu einer metasprachlich interessanten Szene: Der Ausrufer verwendet die für das Trauntal typische Diminutivform *Gaba(d)l* („Gäblein"), ein Zuhörer korrigiert ihn mit der für Salzburg und auch Gosau typischen Form *Gabai*, was unter den umstehenden Personen schallendes Gelächter hervorruft – abermals ein Anwendungsfall des klassischen Schibboleths.

Anton Steinkoglers Beitrag „Zur Herkunft des Wortes ‚Beelachö'" (S. 53) liegt ebenfalls das Tondokument eines mündlichen Berichts zugrunde, das der Herausgeber wiederum in moderater und somit leicht lesbarer phonetischer Umschrift transkribiert, kommentiert und ins Hochdeutsche übertragen hat. Steinkoglers Erklärungen zur Herkunft des bekannten Ebenseer Schimpfwortes sind originell, scheinen aber durchaus plausibel.

Ein vom Herausgeber gemeinsam mit Christa Druckenthaner verfasster Beitrag wertet „Hirtenlied-Handschriften des Salzkammerguts als Dialektquelle" aus. Dazu werden fünf handschriftliche Sammlungen herangezogen, deren mundartliche Krippenlieder als Quelle für archaische Lautungen, Wörter und Formen ausgeschöpft werden. Beispiele dafür sind die teils schon veralteten, teils noch gebräuchlichen Lexeme *oalafi* („elf"), *zwölafi* („zwölf"), *brachten* („erzählen") und *gschma* („liebenswert, gemütlich"). Ein Exkurs zum sogenannten „Liquidenproblem", das die Frage nach dem Alter der Vokalisierung von l (z. B. *Schui* versus *Schual)* und r (z. B. *Bea* versus *Ber)* aufwirft, ergänzt den Beitrag.

Der Themenkreis historischer Fachsprachen wird eröffnet vom Hallstätter Holzbildhauer und Industriearchäologen Friedrich Idam. Seinem Beitrag „Formsalz" liegt „ein mündlicher Bericht des Salinenarbeiters Ulrich Pilz (1870–1962)" zugrunde, der in einem historischen Tondokument überliefert ist. Urheber dieses Interviews – und noch weiterer auf der CD zu hörender Aufnahmen – war der Botaniker und Heimatforscher Friedrich Morton (1890–1969), der sich bereits in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts um die Dokumentation der später so genannten „oral history" bemühte. Ausgehend von den persönlichen Schilderungen der Lebens- und Arbeitsverhältnisse im ausgehenden 19. Jahrhundert erörtert Idam in einem kurzen Abriss die Geschichte der Salzproduktion in der Hallstätter Saline, in der bis zum Ende des 19. Jahrhunderts das Salz in Form sogenannter „Füderl" (rund 15 und 20 kg schwere kegelstumpfförmige Salzstöcke) verarbeitet wurde. [S. auch den Hauptartikel in dieser Ausgabe].

Der von Hansjörg Kurz stammende Beitrag „Der Fachwortschatz der Holzfäller in der Mundart von Bad Goisern" ist die auszugsweise Wiedergabe einer unter demselben Titel verfassten germanistischen Hausarbeit (Wien 1973), aus der vom Herausgeber die Kapitel „Die Schlägerung", „Das Werkzeug", „Die Unterbringung [der Holzknechte]" sowie „Die Holzbringung mit dem Schlitten" entnommen und mit Illustrationen und Hinweisen versehen wurden.

Ebenfalls auf einem historischen Interview, das Friedrich Morton um 1960 mit dem Rindbacher Holzknecht Ferdinand Kienesberger (1903–1982) geführt hat, beruht der Artikel „Der Bau einer Holzriese". In wenigen Sätzen erläutert Kienesberger, vulgo Friedl-Fechtl, alle wesentlichen Werkzeuge, Bauteile und Arbeitsschritte, die beim Bau einer

Holzriese notwendig waren. Die lautschriftliche Transkription des Interviews wurde vom Herausgeber wiederum mit Kommentaren, Literaturangaben und instruktiven Abbildungen versehen und schließlich in die Schriftsprache übertragen.

Das Kapitel „nebenzweige", das mit 162 von insgesamt 336 Seiten zum eigentlichen Schwerpunkt des Bandes geraten ist, wird von einem historischen Beitrag eröffnet. Der aus Goisern stammende Historiker Michael Kurz gibt in seinem Artikel „Das Salzkammergut als Auswanderungsgebiet" zunächst einen Überblick über die demografische Situation. Dabei erweist sich vor allem das 18. Jahrhundert als das „Jahrhundert der Wanderungen" (S. 134). Die Gründe für eine Auswanderung waren vielfältig, „das gängige Stereotyp des großen Bevölkerungsdrucks" ist jedoch als monokausale Ursache „zu hinterfragen" (S. 131). Als Haupttypen führt Kurz einerseits die religiös motivierten Migrationen an, deren Höhepunkt die Zwangsverschickungen von Geheimprotestanten nach Siebenbürgen unter Karl VI. und Maria Theresia darstellten, andererseits sind auch Arbeitsmigrationen zu nennen, die in großem Stil vor allem im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts stattfanden. Auswanderungsziele dieser Emigranten waren u. a. Mitterbach (Ötschergebiet), Nasswald (Raxgebiet), Steierdorf und Franzdorf (Banat), Hradek / Lukowa (Böhmen), Deutsch-Mokra (Transkarpatien) und die Bukowina. Im 19. Jahrhundert dominierten vor allem die Auswanderungen nach Übersee.

Wilfried Schabus, Kustos und Vertreter der linguistischen Sektion des Phonogrammarchivs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, befasst sich in drei ausführlichen Aufsätzen mit Außensiedlungen des Salzkammerguts. Alle drei Artikel sind auch mit – wiederum transkribierten – Hörbeispielen ausgestattet. Im seinem Beitrag „Die Landler. Kultur und Sprache in einer alt-salzkammergütlerischen Enklave in Siebenbürgen" beschreibt er nach einem kurzen geschichtlichen Abriss die spezielle sprachliche Kontaktsituation nicht nur zum Rumänischen hin, sondern auch in Form einer „innerdörflichen Zweisprachigkeit" (S. 154) zwischen Landlern und Siebenbürger Sachsen. Bei der Betrachtung der soziolinguistischen Situation fällt vor allem die ungewöhnliche „Beharrsamkeit" der beiden Varietäten Landlerisch und Sächsisch ins Auge. Als Grund dafür macht Schabus die innerdörfliche Sprachlenkung und die Entwicklung eines gruppenethnischen Symbolsystems verantwortlich, die zu einer „Emblematisierung des Kleidungs- und Sprechverhaltens" (S. 176) geführt hat. Ebenfalls auf den Sprachkontakt geht Schabus im Beitrag „Die deutschen Dialekte von Deutsch-Mokra und Königsfeld (Transkarpatien, Ukraine)" ein. Hier finden sich sowohl Entlehnungen aus dem Ungarischen (z. B. *Gåggåsch* „Hahn", *Häntäsch* „Fleischhauer") als auch solche aus dem Ruthenischen (z. B. *Kholiwom* „Holzknechthütte"). Beleuchtet werden neben sprachlichen Parallelen zum Herkunftsgebiet auch lautliche und grammatische Sonderentwicklungen. Ein eigener Abschnitt widmet sich dem bereits oben angedeuteten „Liquidenproblem", dessen Erklärungen sich als durchaus kontrovers erweisen. Im dritten Beitrag „Sibirien" berichtet Schabus von seinem Besuch einer Sprachinsel im fernen Russland, wohin nach dem Zweiten Weltkrieg ehemalige Bewohner von Deutsch-Mokra deportiert worden sind.

Der aus Oberwischau in Nordrumänien stammende, heute in Oberösterreich lebende Theologe und Volkskundler Anton-Joseph Ilk fasst in einem Beitrag über „Die Sprachinsel Oberwischau" seine Studien zur Erzählforschung in einem „Vergleich korrespondierender Sagenmotive in den Erzählungen des Salzkammergutes und des Wassertales" zusammen. Nach einer kurzen Einleitung zum geografisch-historischen Hintergrund widmet er sich dem Vergleich von Sagenmotiven in der Sprachinsel und in der Urheimat, wofür vor allem folgende Motive in Frage kommen: Ti Wildi Jåcht (Tås Wilde Gjoad), die drei Faschingmänner, und das Wåldweibl (die Salige). Dabei entwickelt er auch eine Typologie unterschiedlicher literarischer Erzählformen (Mära, Kaska, Gschichtn).

Den Abschluss des Bandes bilden literarische Texte. Zunächst bringt Kurt Druckenthaner eine Auswahl lyrischer Texte „Aus dem rosa Rosi-Buch". Dabei handelt es sich vorwiegend um mündliche Äußerungen seiner Tante Rosa, die in den 80er-Jahren vom Herausgeber in einem rosafarbenen Büchlein festgehalten wurden. Den fortwährenden Monologen der Tante („Alltagsbeschwörungen") wohnte offenbar „eine ganz eigene Rhythmik" inne, die „über weite Strecken an moderne Lautgedichte, teils sogar an japanische Haikus erinnerte." (S. 291).

Walter Pilars Beitrag „radl-å" schließlich enthält eine Reihe unterschiedlicher Texte, in denen verschiedene lyrische Formen zur Anwendung kommen, vom Lautgedicht bis hin zum Einwortgedicht. Allen Texten Pilars liegt das poetische Spiel mit der Sprache und ihren Varietäten zugrunde, wobei auch Interferenzen zwischen deutschen, englischen und tschechischen Elementen auftreten. Sein mit den Mitteln der konkreten Poesie verfasstes Gedicht „Glöggla" etwa bringt die optischen und akustischen

Eindrücke des alljährlich am Abend des 5. Dezembers begangenen Brauchtums in der lyrischen Form sinnfällig zum Ausdruck. Der Text endet mit dem bereits bekannten Schibboleth: „die dleggla bittadn um a dloane schbendt!“ (S. 306).

Stephan Gaisbauer